

Bielitz, 4. Dezember 1927



Bedeutende Ermässigung der Bezugspreise.

Bezugspreise ab 1. Dezember:

monatl. Zł. 4.—, öst. Sch. 3.20, Tschech. K. 16.—, R. M. 2.—, D. G. 2.50, Lei 75.—
viertelj. „ 12.—, „ 9.60, „ 48.—, „ 6.—, „ 7.50, Lei 225.—
Einzelpreis Zł. 1.—, D. G. 0.60, Lei 18,—

Neuabonnenten werden die vorhergehendne Ausgaben, so weit der Vorrat reicht, nachgeliefert. Abonnement-Abbestellungen werden nur bis 10. eines jeden Monates zum Monatsende entgegengenommen.



Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Erster Rauhreif

AK

Vom Staatsbesuch des Reichskanzlers Marx und des Außenministers Stresemann in Wien. Empfang beim Bundespräsidenten Dr. Hainisch. Stehend: 1. Der deutsche Gesandte Graf Lerchenfeld, 2. der Wiener Polizeipräsident Schober, 3. der österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel, 4. der deutsche Reichskanzler Dr. Marx, 5. der österreichische Bundespräsident Dr. Hainisch, 6. Reichsaußenminister Dr. Stresemann. Sitzend von links nach rechts: Frau Schober, Frau Hartleb, Gräfin Lerchenfeld, Frau Hainisch. In allen bei diesem Anlaß gehaltenen offiziellen Reden kam das Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden zurzeit staatlich getrennten Teile des deutschen Volkes stark zum Ausdruck Photothek

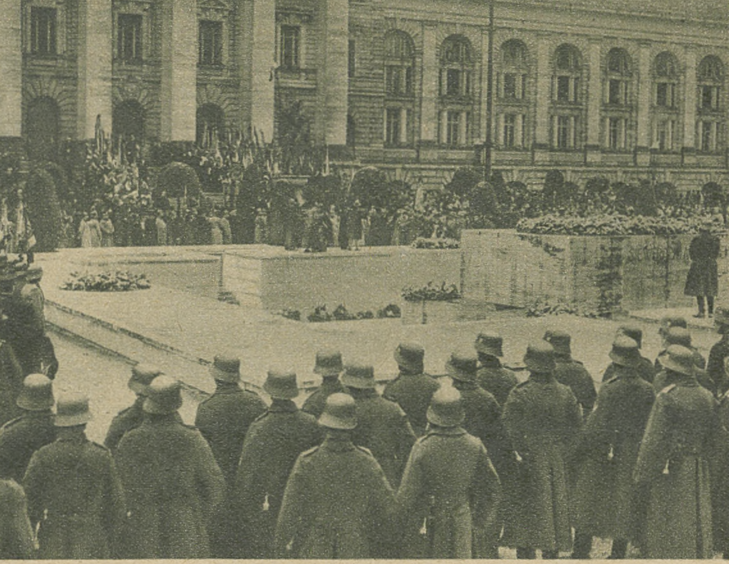
Wochenschau

Bild unten:
Der Zug der Professoren und Ehrengäste zur Grundsteinlegung des Neubaues der Technischen Hochschule Hannover. An der Spitze links der preußische Kultusminister Dr. Becker, neben ihm der Rektor der Technischen Hochschule Professor Dr. Quincke. Links hinter Dr. Becker Oberpräsident Noske Hoepfner



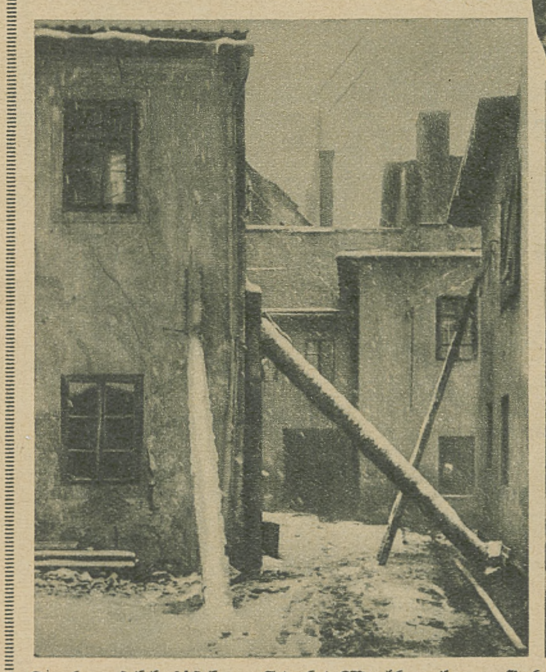


Im Fürstentum Liechtenstein war das Rheintal wiederum von einer großen Überschwemmung heimgesucht. Schon bei früheren Hochwassern war der angerichtete Schaden so groß, daß sich Liechtenstein wegen Hilfeleistung an die Schweiz wenden mußte Neuweiler, Kreuzlingen

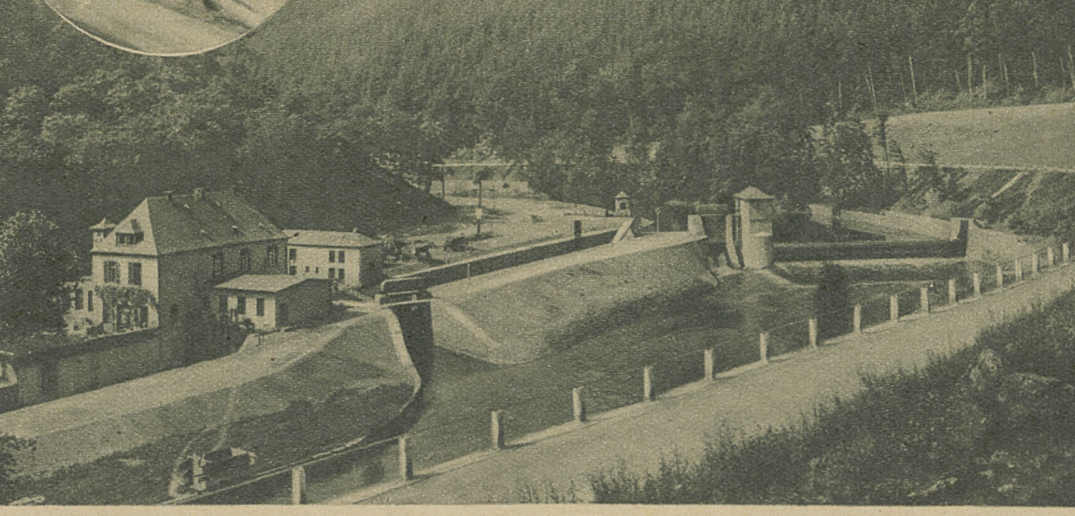


Von der großen Helden-Gedenkfeier vor dem bayerischen Armee-Museum in München, der nicht nur Reichswehr und Studentenschaft sondern auch große Teile der Münchener Bevölkerung beiwohnten Witzmann, München

Bild links:
Der Berliner Kunstmaler Max Pechstein erhielt auf der vom amerikanischen Carnegie-Institut veranstalteten „Internationalen Ausstellung moderner Malerei“ einen Preis von 500 Dollar Photothek



In der schlesischen Stadt Waldenburg sind infolge des Kohlenabbaues schwere bauliche Schäden entstanden. Vor kurzem mußten daher mehrere Wohnungen von der Baupolizei wegen Einsturzgefahr geräumt werden. Die innere Stadt hat sich im Laufe der letzten Jahre etwa um einen halben Meter gesenkt. — Blick in den Hof eines der geräumten Häuser, dessen Mauern durch starke Unterstützungen vor dem Einsturz bewahrt werden Photo-Union



Der Ausbau des dem Elektrizitätswerk der Stadt Trier gehörigen Kyll-Werkes geht demnächst seiner Vollendung entgegen. Es ist völlig automatisch eingerichtet und wohl das erste derartig eingerichtete Wasserkraftwerk in Europa. Im ununterbrochenen Tag- und Nachtbetrieb wird der Strom erzeugt, wobei sich die Veränderungen des Wasserstandes der Kyll jederzeit durch selbsttätige Steuer- und Schaltereinrichtungen auf das Werk übertragen Atlantic



Advent.

Wieder das heilige Warten,
Wieder der Sehnsucht Sang,
Der doch in des Lebens Garten
Seit Jahrhunderten nicht verklang.

Und zur Antwort ein ehernes Schallen:
Bereitet den Weg des Herrn!
Und — unter den Sternen allen
Der fremde wandernde Stern.

So wirbst du mit Himmelsklarheit
Und durch des Gewissens Wucht
Advent — der die Suchenden sucht —
Laß uns finden der Weihnacht Wahrheit.

Dora Stieler.

Am Weg eine Blume.

Am Weg eine Blume,
Die blühte so schön.
Ich konnt' sie nicht lassen!
Und dich ließ ich steh'n. —

Die Blume am Wege,
Die blüht längst nicht mehr.
Wo wir einst gewandert,
Der Weg, der ist leer. —

Nun such' ich dich immer
Landein und landaus —
Und kann dich nicht finden,
Find' nie mehr nach Haus. —

A. B.

Gebet

Laß mich, o Weltenlicht, nichts anderes sein,
Als Licht vom Lichte, Schein von deinem Schein.
Ein süßer Geigenton sei mein Gesang,
Barmherzig Schreiten meines Lebens Gang.
Ein quellend Schenken meines Herzens Schlag;
Ein segnend Wirken fülle jeden Tag.
Was in mir pulst und webt, sei alles dein —'
Nur — meiner Stunden Eigener laß mich sein!
Laß meine Welt mir, fern vom Menschenschwarm,
Der Menschen Fülle macht mich leer und arm.
Doch schöpf ich in der Stille, rein und klar,
An deinem Lichtquell, bin ich der ich war,
Als ich in dir, ein Teil des ew'gen Lichts,
In dir bin reich ich, außer dir ein Nichts.

Ella Boeckh-Arnold.

Die erste Akademie der Wissenschaften.

Von Kurt Talander (Halle).

Wie sehr ähnelt unsere Zeit jenen schrecklichen Jahren, in dem unnatürlichen Frieden von Münster und Osnabrück 1648 folgten. Politisch und wirtschaftlich lag Deutschland am Boden. Sein Geistesleben litt an den Folgen jahrzehntelanger Vernachlässigung. Seine Sprache war verwelscht. Jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft hätte beim Anblick dieses verstümmelten Gebildes, das sich Deutschland nannte, schwinden können.

Es liegt aber darin der Beweis für die unüberwindliche, durch nichts zerstörbare Lebenskraft des deutschen Volkes, daß gerade in dem Zeitalter tiefster Not aus dem deutschen Bürgertum heraus eine Erneuerung begann, die, von einem gesunden nationalen Geiste beseelt, höchsten und edelsten Zielen zustrebte.

Als eines der hervorragendsten Anzeichen dieser inneren Wiedergeburt hat die „Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher" zu gelten, die 1652 durch vier Aerzte in Wien gegründet wurde.

Im Gegensatz zu der bereits 1470 am Florentinischen Hofe Lorenzos von Medici erstandenen „Platonischen Akademie" und im Gegensatz zu den zahllosen Gelehrten- und Künstler-Gesellschaften, den schöngeistigen, literarischen Akademien des übrigen Renaissance-Italien hatte sich jene Vereinigung deutscher Aerzte die Pflege und völlige Ausnutzung der exakten Wissenschaften zur Aufgabe gemacht. „Die Erforschung der Natur zum Segen der Menschheit", das war die Aufgabe, die sich der Vater dieses glücklichen Gedankens, der 1605 zu Schweinfurt geborene Dr. med. Joh. Laurentius Bausch, gestellt hatte. Und dieser Tätigkeit ist die Akademie treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die kühne Tat des Deutschen Joh. Bausch fand in Anerkennung ihres unendlichen Wertes bald Nachahmung in aller Welt. Schon zehn Jahre später bildete sich in London die „Royal Society", 1668 in Paris die „Academie des Sciences". Es folgten mit gleichen Gesellschaften Berlin 1711, Madrid 1713, Petersburg 1741, Kopenhagen 1743, Haarlem 1752, Brüssel 1773, Neapel 1780, Edinburg und Florenz 1783, um nur einige zu nennen.

Aber der Wahlspruch der Akademie hätte nicht „nunquam otiosus" heißen müssen — „sei rastlos tätig" —,' wenn sie nicht ihren Einfluß von ihrem Gründungsorte aus über das ganze deutsche Kulturgebiet verbreitet hätte. Und als die „Deutsche Akademie der Naturforscher" seit 1763 auch ausländische Wissenschaftler zu ihren Mitgliedern wählte, hatte sie sich gar zu einer das Kulturgebiet der ganzen Welt umfassenden Einrichtung entwickelt.

Waren bis dahin fast ausschließlich Mediziner aufgenommen worden, so traten bald auch andere Kreise ein, und dadurch wird es erklärlich, daß die hochinteressanten Akademie-Akten die berühmtesten Namen des gesamten Geisteslebens aufweisen. Denken wir nur an den hervorragenden Anatomen J. B. Morgagni zu Padua, an den Astronomen Andreas Celsius in Upsala, an den berühmten schwedischen Botaniker Karl von Linné, an Joh. Wolfg. von Goethe, den Weltumsegler Adalbert von Chamisso, an Rudolf Virchow, Charles Darwin und Justus Liebig.

Die erste Literaturhistorikerin an einer reichsdeutschen Universität.



Fräulein Dr. Gerhard, eine Tochter der Dichterin Adele Gerhard, hat sich als erste Privatdozentin für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Kieler Universität habilitiert. Ihre Habilitationsschrift behandelt den „Deutschen Entwicklungsroman bis zu Goethes Wilhelm Meister", ihre Antrittsvorlesung die „Wandlung des Schillerbildes in unserer Zeit".

Die Akademie ist ein Kind jener furchtbaren Folgezeit des Dreißigjährigen Krieges. Die Erkenntnis der politischen Zerrissenheit unseres Vaterlandes im 17. Jahrhundert zeigte die Notwendigkeit, die Aufgaben der Akademie unter den Schutz der höchsten Staatsgewalt zu stellen. Freiheit in Wort und Schrift, Freiheit des Ortswechsels und völlige Unabhängigkeit von jeder Dynastie waren die unumgänglichen Voraussetzungen für das Gedeihen der Akademie.

Bereits der zweite Präsident, Dr. Fehr, hatte sich mit der Bitte um Anerkennung und Schutz der akademischen Satzungen an den kaiserlichen Hof gewandt. Dies wurde 1677 urkundlich von Kaiser Leopold seinem Nachfolger Dr. Volksmann bewilligt. — Der Kaiser ließ zehn Jahre später noch ein besonderes Vorrecht folgen: dem jeweiligen Präsidenten der Akademie wurde die Würde eines Pfalzgrafen vom Lateran und vom kaiserlichen Hofe sowie der erbliche Adel verliehen.

Gleichzeitig mit dem Wohnsitz des Präsidenten wechselte auch häufig der Sitz der Akademie. Von ihrem Gründungsorte wurde sie zunächst nach Nürnberg verpflanzt, kam dann nach Augsburg, Altorf, Erfurt, Halle, Ansbach, Erlangen, Bonn, und schließlich wieder nach Halle, wo sie 1878 durch den Beschluß des Adjunkten ihre bleibende Stätte fand. Hier wurde auch das große Bibliotheksgebäude der Akademie erbaut, das heute bereits über 135.000 Bände enthält.

Still und bescheiden — und damit ungekannt von einem großen Publikum — hat die „Kaiserlich deutsche Akademie der Naturforscher" während dreier Jahrhunderte zum Wohle der Menschheit gewirkt und das Ansehen der deutschen Wissenschaft gefestigt in aller Welt.

Krippenspiel für Kinder.

Von M. Herrmann-Röntgental.

Szenerie: dunkles Feld, fernab ein Stall.

Personen des Spiels: Drei Hirten, der Engelchor (unsichtbar), der Kinderchor.
Abgesandter der morgenländischen Könige.
Drei Könige aus dem Morgenlande.
Eine Stimme (kann auch vom Engel übernommen werden).
Maria, Josef, das Kindlein, (als lebendes Bild dargestellt).

*

1. Hirte: (winkt) Kommt von hier fort! Es ist so dunkel und unheimlich hier: Am Himmel ein roter Streifen wie Feuer: — Ich fürchte mich!

2. Hirte: Ja, wir können fort: unsere Schäflein schlafen im Stalle, mir ist aber so bange, daß ich nicht schlafen mag!

Der Engelchor singt: (leise und unsichtbar)
„Stille Nacht, heilige Nacht! —
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute hochheilige Paar,
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh,
Schlaf in himmlischer Ruh!"

3. Hirte: Hört ihr es? Was ist das? Es klingt, es singt, wie Englein im Himmel und da — da — das Licht (Lichtschimmer ist erschienen) —

Alle Hirten: Gott, Gott, erbarme dich unser! —

Engel (erscheint in dem Lichtstreifen): Fürchtet Euch nicht, siehe, ich verkünde Euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird, denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.

Hirten (treten ergriffen und neugierig auseinander, schauen voll Bewunderung zum Engel auf und falten die Hände).

Engelchor (singt laut und jubelnd):

„Ehre seit Gott in der Höhe,
Und Friede auf Erden,
Und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Engel: Und das nehmt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kindlein in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen (zurücktretend).

2. Hirte: Laßt uns gehen gen Bethlehem!

1. Hirte: Und die Geschichte sehen, die da geschehen ist!

3. Hirte: Die uns der Herr kund getan hat!

Kinder (kommen hervor), Ja, kommt zum Kindlein!

Nehmt uns mit zur Krippe.

Wir wollen mit Euch gehen! Ja ja, zum Kindlein. —

Ach ja! ich auch, ich will auch mit! (verteilt sprechen).

1. Hirte: Wir wissen den Weg selbst nicht.

2. Hirte: Wir wollen eilends die Krippen suchen.

3. Hirte: Und es Euch hernach sagen!

Der Engel: Gehet hin zu dem Stalle. Ein Licht würd Euch führen und ein Stern wird über dem Dache stehen bleiben. Dahin ziehet mit den Kindern; Ihr werdet das Kindlein in der Krippe finden (geht ab).

Alle Kinder: (singend langsam zum Stall mit den Hirten schreitend): „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all“ etc. — etc. — — (bis zur Stalltür schreitend — oder zu den Treppenstufen — innen ist der Stall erleuchtet: lebendes Bild von Maria, Josef und dem Kinde in der Krippe, mit Tannengrün etwas ausgeschmückt — Maria wiegt auf ihren Knien das Kind, das mit Mariens Kopftuch oder Schleier halb verhüllt ist. — Hirten öffnen die Stalltür weit — Kinder stellen sich nahe der Gruppe auf und beten ehrfurchtsvoll: (die Strophen können auch zum Teil die Hirten sprechen):

„Der heil'ge Christ ist kommen, der süße Gottessohn,
Des freuen sich alle Frommen, im höchsten Himmelsthron,
Auch was auf Erden ist, muß preisen hoch und loben
Mit allen Engeln droben den lieben, heil'gen Christ.
Nun sind nicht mehr wir Kinder verwaist und vaterlos,
Gott rufet selbst die Sünder in seinen Vaterschoß!
Drum freuet Euch und preiset ihr Kinder fern und nah,
Der uns den Vater weiset, der heil'ge Christ ist da!“

Alle Kinder legen auf die Krippe Tannenreise nieder und singen mit Herzensfröhlichkeit:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht“, (1. Vers) — (während des Gesanges erscheint ein Abgesandter aus dem Morgenlande, sich umschauend, mit Mohrenknaben, die auf Kissen Geschenke tragen): Wo ist der neugeborene König der Juden, wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande, und sind gekommen, ihn anzubeten.

2. Hirte: Hier im Stalle, das arme nackte Knäblein ist der Auserkorene!

3. Hirte: Ist der Heiland!

1. Hirte: Des Geburt uns der Engel verkündet hat!.

Abgesandter (tritt winkend zu den Weisen aus dem Morgenlande).

1. Weiser: (knieend): Von dem Knäblein ist gesagt worden: Die Könige am Meer und in den Inseln werden Geschenke bringen; die Könige aus dem Reich Arabien und Saba werden Gaben zuführen. — Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm dienen! — Ich bringe dir, o Heiland der Welt, meine Gaben! (legt ein Geschenk nieder).

2. Weiser: Zu mir sprach eine Stimme und verkündete mir die Geburt also: Mache Dich auf und werde Licht, denn Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über Dir — — und ferner hieß es: Er wird gnädig sein den Geringen und Armen und den Seelen der Armen wird er helfen. — — Hebe Deine Augen auf und siehe umher: Diese alle versammelt kommen zu Dir! So darf auch ich Dir meine Gaben bringen!

3. Weiser: Der Herr hat große Dinge an uns getan, denn unsere Augen haben heute den Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise des Volkes Israel (legt eine Gabe an die Krippe).

Alle: (Weisen, Hirten, Kinder, möglichst ferne Musik): Ja, jauchzet dem Herrn, frohlockt und seid fröhlich, denn ein großes Heil ist der Welt widerfahren, wie der Engel gesagt hat. Lasset uns allen verkünden, war wir gehört und gesehen haben (die Weisen ziehen ab).

Kinder (können sich von der Gruppe nicht trennen): Wir möchten bei dem Kindlein bleiben. — Wir möchten es so gern mitnehmen. — In dem Stalle friert es — Die Krippe ist doch zu hart für das Knäblein — ja, wir bleiben bei ihm. —

Stimme, eventl. der Engel (oben): Ihr Kinder und Hirten, kehret in Eurer Haus und lasset das Kindlein bei seiner Mutter Maria. — Gehet aber hin und schauet auf Euren Tisch, es hat sein Licht auch Euch geleuchtet und hat Euch Freude bereitet in Euerem Hause. Ihr sollt dankbar gedenken des neugeborenen Knäbleins, des Geburtstag zu feiern, Euch alljährlich geboten ist. Singet und lobet den Herrn!

Alle (abziehend): O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit — — — — —

Stefan George,
der bekannte Lyriker,



hat den Goethepreis in Höhe von 10000 Mark erhalten.

Volksbräuche im Dezember.

So allgemein auch der Geschenktag der Kinder, der 6. Dezember als Tag des heiligen Bischofs Nikolaus gefeiert wird, so wenig ist es bekannt, daß in manchen Gegenden eine Heilige die Stelle des heiligen Nikolaus einnimmt und zwar die heilige Lucia, der der 13. Dezember geweiht ist und die ganz wie St. Nikolaus unfolgsamen Kindern als strafende Erscheinung vor Augen geführt wird und artigen Kindern allerlei Gaben spendet. In Tirol bestimmt die Sitte, daß St. Nikolaus nur zu den Knaben, St. Lucia zu den Mädchen kommt. In Böhmen erscheinen verkleidete und vermummte Gestalten und erschrecken als „Lucka“ Frauen und Kinder. In den Alpen glaubt man durch Anzünden von Räucherkerzen am Lucienabend die Zukunft erkennen zu können. In Ungarn wird an diesem Tag ein Maiskuchen gebacken, der als Schutz gegen den Biß tollwütiger Hunde dienen soll.

Früher galt dieser Tag als der kürzeste des Jahres. Nun ist es der Thomastag, der 21. Dezember geworden, der natürlich gleichfalls reich an abergläubischen Gebräuchen ist. In Siebenbürgen wird an diesem Tag das Spinnen in den Spinnstuben beendet und die Rocken zerbrochen. Mit dem Thomastag beginnen die Rauhnächte in denen in manchen Gegenden die Ställe und das Haus ausgeräuchert werden. Das an diesem Tage gefällte Holz wird stellenweise als besonders haltbar angesehen und Ewigkeitsholz genannt. Liebesorakel am Thomastag kennt man besonders in Süddeutschland. An manchen Orten wird die Thomasnacht als „lange Nacht“ durchwacht und gefeiert, wie überhaupt in früheren Jahren allerlei ausgelassene Scherze damit verbunden waren. So war es in Friesland Sitte, aus den Häusern alles nur Tragbare heimlich zu verschleppen und im Freien aufzutürmen, um die Hausbewohner zu necken; in Brabant pflegten die Kinder ihre Eltern, die Dienstleute ihre Herrschaft einzuschließen und sie erst nach Zahlung eines Lösegeldes freizugeben.

St. Stephan, der Patron des 26. Dezember, gilt als Schützer der Pferde. Ein Gebäck in Hufeisenform wird an diesem Tag in Böhmen an Kutscher und Stalljungen verteilt; Wettritte und Umreitungen der Felder waren und sind in manchen Dörfern am Stephanstag sehr beliebt. Geweihter Hafer, der unter das Futter gemischt wird, soll den Tieren besonderes Gedeihen bringen.

Der folgende Tag, der 27. Dezember, Johannes dem Evangelisten gewidmet, ist wichtig für den Wein, der an diesem Tag geweiht wird und dann als Heilmittel gilt.

Der Tag der „Unschuldigen Kinder von Betlehem“, der 28. Dezember, ist schon seit dem Mittelalter ein Kindertag, ähnlich dem St. Nikolaustag, an dem den Kindern allerlei sonst verbotene Dinge erlaubt sind. In Luxemburg z. B. werden den Knaben und Mädchen möglichst ihre Wünsche erfüllt und die von ihnen erbetenen Speisen zubereitet. In anderen Gegenden gilt dieser Tag als unheilbringend, an dem man es unterlassen soll, Dinge von Wichtigkeit vorzunehmen.

Ein Studentinnen-Roman.

In Frauenkreisen, nicht nur unter Studentinnen, hat der Roman von Gertrud Gröte „Studentinnen“ Aufmerksamkeit erregt und zu Erörterungen Anlaß gegeben, die zeigen, wie sehr er dem allgemeinen Urteil über die Problematik des Studentinnenlebens, den Vorstellungen von seelischen Nöten und sexuellen Kämpfen entspricht. In führenden Frauenzeitschriften hat er gute Besprechungen gefunden und akademische und studentische Blätter billigten, wenn auch vorsichtig, die Darstellung Die lächelnde Ironie, der Humor der Verfasserin wurden gelobt, mit der sie die Schicksale verschiedener junger Mädchen verfolgt und jede einzelne sich ihren besonderen Gesetzen entsprechend entwickeln läßt; die Ferne von jedem Zweck, jeder Frauenrechtlerei, jedem „Amerikanismus“ wurden dem Werke zum Lobe angerechnet. Doch gerade in dieser Art Zwecklosigkeit besteht für die literarische Gestaltung eine große Gefahr, die von der Verfasserin nicht überwunden worden ist: Der Roman greift Einzelschicksale auf, die unverbunden mit dem Zeitgeschehen, fast ohne geschichtliche Motivierung sich abwickeln. Das psychologische Verständnis für die Einzelne, besser vielleicht, das psychologische Interesse an der Einzelnen ist da; der Blick richtet sich aber nur auf die kleine, enge Umwelt dieser Einzelnen, hebt Alltäglichkeiten, kleinbürgerliche Enge, unerfreuliche und peinliche Situationen mit der Kunst einer minutiösen Kleinmalerei, hervor, die auf den Leser beklemmend wirkt, ohne ihm als künstlerisches Gegengewicht eine befreiende Idee zu gewähren.

Das Buch ist „den Anderen“ gewidmet, wohl denen, die kleine derartige Problematik kennen, die ohne sexuelle oder seelische Not durchs Studium schreiten. Diese Anderen können gewiß nicht an der tatsächlichen Not ihrer Schwestern wie sie hier geschildert wird und wie sie vielfach in Wahrheit ist, vorübergehen oder ihre Blicke in Hochmut oder pharisäischer Strenge abheben. Sie können aber von einem Werke, das die literarische Gestaltung solcher Entwicklungswege unternimmt, künstlerische Geschlossenheit und Größe erwarten, einen Hauch von dem Geistesleben der Zeit, wie es an den Hochschulen fühlbar ist und wie es auch diese Studentinnen in all ihrer Pubertätsnot berührt und befreit — oder befreien sollte. Uns fehlt der große Bildungsroman, der die Studentin unserer Zeit, die bildungshungrige, berufserstrebende und dennoch tief liebende Frau zeigt ein Roman, der ein Gegenpol wäre zu Gabriele Reuters „Tochter aus gutem Hause“, mit einer Idee, welche die Frauenarbeit und -bewegung bejaht, tief in der Gegenwart wurzelt und Wege in die Zukunft weist.





Wilhelmine Bird.

Wilhelmine Bird, die bekannte Publizistin, ist dreiundachtzigjährig vor einigen Tagen auf dem Waldfriedhof in Stahnsdorf bei Berlin bestattet worden. Sie war eine der ersten Frauen, die sich auf dem Gebiete der Hauswissenschaft einen Ruf erwarb zu einer Zeit, als die intellektuellen Frauen sich von dem Haushalt energisch abwandten und die Nur-Hausfrauen gelächelt hätten, wenn man ihre Arbeit wissenschaftlich zerlegen und aufbauen wollte.

Sie stammte aus dem kinderreichen Hause Waldmann in Hannover, aus dem die drei Brüder und elf Schwestern alle ihre Eigenart und eine bewußte Besonderheit früh zur Geltung brachten. Es war eine Familie der Individualitäten. Die Neigung zu künstlerischer Betätigung war vorherrschend, für Materialismus und Bürokratismus hatte kaum einer Sinn und Vorliebe. Nach kurzer künstlerischer Laufbahn auf der Bühne heiratete Wilhelmine Waldmann, die nie ein Diminutiv ihres Namens gestattete, den Inhaber einer bekannten Theateragentur in Berlin. Erst nach seinem Tode wurden die schaffenden Kräfte der vom gesellschaftlichen Leben stark in Anspruch Genommenen frei.

War ihr schönes Besitztum in Lichterfelde schon immer mit seltenen und erlesenen Blüten und Pflanzen, mit neuen Obstsorten und merkwürdigen Rassehühnern eine Fundgrube für Kenner, so entdeckten jetzt Verbände und Vereine auch ihr starkes Lehrtalent. Viele Jahre war Wilhelmine Bird, wie sie nach der Wiederverheiratung hieß, eine gesuchte Vortragsmeisterin in gärtnerischen Angelegenheiten, und dann als vorzügliche Kennerin und Könnerin auf dem Gebiet der Obstverwertung und Sterilisation Dozentin an der Gärtnerlehranstalt in Dahlem. Sie brachte außer ihrer köstlichen Vortragsgabe ein starkes Verantwortungsgefühl mit, das sie jedes Wort genau erwägen ließ, ehe es das Ohr der Oeffentlichkeit erreichte. Auch bei ihren zahlreichen Veröffentlichungen u. a. im Verlag Parey war ihr Gewissen immer hellwach, nur das zu sagen und auf die verständlichste Weise klarzumachen, was sie erprobt und in vielen Versuchen als richtig befunden hatte. Ihr Schaffen war ein Spiegel ihrer starken Persönlichkeit. Diesem Zauber ihres Wesens ihres Sprechens konnte so leicht keiner sich entziehen, sie wirkte, wie sie war, eine geborene Herrin. Dabei hat sie sich nie der Frauenbewegung angeschlossen und nie im Vereinsleben betätigt. Doch bis zuletzt war sie die zuverlässige Beraterin und Sachverständige der Hauswirtschaftsredaktion eines großen Verlages und hat einen weiten Kreis von dankbaren Anhängerinnen gewonnen durch ihre Lehrbücher über Sterelisation. Sie war keine Freundin von Bindungen, freie Mitarbeit war die ihr zusagende Form des Schaffens. In denkbar glücklicher Ehe mit dem Komponisten Arthur Bird, einem Amerikaner zum zweiten Male verheiratet, konnte sie Frau, Mutter und schaffende Frau sein, weil sie stark und klug zugleich, eine Lebenskünstlerin war. Sie hat ihr reiches und starkes Leben vollendet in dem schönen Bewußtsein, etwas geleistet zu haben.

Theater.

Bielitzer Stadttheater.

Ueber die jüngsten Aufführungen im Bielitzer Stadttheater ist nicht viel Bemerkenswertes zu sagen. Ein recht unterhaltender, auf literarische Hochwertung in keiner Hinsicht Anspruch erhebender Schwank „Epsteins Witwe" von Emil und Arnold Golz und ein völlig wertloses Lustspiel „Der Löwe und das Kätzchen" van Sascha Guitry bildeten das Repertoire der abgelaufenen Woche. Mitkost können derartige Werkchen wohl sein, Hauptkost dürfen sie aber nie werden — wozu leider gegenwärtig eine bedauerliche Neigung besteht, was sich aus dem bisherigen Spielplan des Bielitzer deutschen Theaters ergeben hat.

„Narziß und Forningtunso".

Uraufführung im Meißener Stadttheater.

Meißen, im November.

Im Stadttheater zu Meißen bringt seit Jahren Direktor Gahsamas in äußerst verdienstlicher Weise hochstehende Premierabende heraus. In seiner vieraktigen Tragikomödie „Narziß und Forningtunso" will Alfred Grünewald die platonische rein methaphysische Hinneigung eines Häßlichen zum rein geistigen Prinzip des Schönen aufzeigen, wie es in der unschuldigen Reinheit und holden Anmut des Knaben Narziß sich verkörpert. Er strebt nach hohen dichterischen Zielen und Verdeutlichung tiefer Symbole, aber sein Bestreben stößt sich vielfach noch an den Hemmungen der rauhen Wirklichkeit der von der Schaubühne gestellten Forderungen und an dem Zwiespalt zwischen synthetischer und analytischer Gestaltung des aparten Vorwurfs, der sich der äußeren Form nach bald in Gestalt eines lyrischen, von sanfter Musik beziehungsweise expressionistischer Geräuschmusik umspielten Melodrams präsentiert, bald gut gesehene, ein wenig mit Bajazzoromantik liebäugelnde Bilder aus der bunten Welt der Gaukler und Komödianten bringt. Sie haben eine große, eindrucksvolle Szene in einer üblen Spelunke, während das Stück mit einer opernhaft-melodramatischen Szene, tragisch wirkungsvoll, abschließt. Die Aufführung unter Gassamas war vorzüglich, und der Dichter wurde gerufen. E. v. L.

„Boleslaus Śmiały".

Von Stanislaus Wyspianski.

Vor zwanzig Jahren, am 3. Dezember 1907, hat Polen einen seiner größten Dichter, den „Sänger des Wawel", und gleichzeitig einen seiner bedeutenden Maler zu Grabe getragen. Schon als Kind, erzählte ein Jugendgenosse Wyspianskis, hat dieser künstlerische Neigungen gezeigt und, während sich die Spielgenossen am Genuße der Kirschen erfreuten, träumte der Knabe von der Schönheit der Frucht und überlegte, wie sie als Ornament zu verwenden wäre. Am Fuße des Wawel, im sogenannten Dlugoszhause, von einem Vater, der selbst als Bildhauer einen guten Namen hatte, schon als Kind zur Mitarbeit herangezogen, lebte der träumerische Knabe in einer von Kunst und Patriotismus geschwängerten Atmosphäre, deren Einfluß sich auch in seiner späteren Entwicklung ausprägt.

Wyspianski, der große Dichter und Maler, kennt außer seiner Liebe zum Vaterlande nur die Kunst: seine Worte sind Musik, seine Bilder sind Poesie, seine Poesie wird zu Bildern, die dem Lesenden oder Hörenden durch Worte versinnlicht werden. Es ist ein gewaltiges Genie, das wie ein Heros aus der neuesten polnischen Literatur herausragt. Seine bedeutendsten dramatischen Werke „Wesele" (Hochzeit), „Wyzwolenie" (Erlösung), und „Warszawianka" haben alle dieselbe Auffassung: des Prophetenberufes des Dichters, in sich aufgenommen und haben alle noch, das Gemeinsame, daß der Hauptheld eigentlich Polen als Ganzes ist und daß die handelnden Personen nur eine Dekoration für dieses Heldentum bilden.

Der polnische Theaterverein ehrte den Todestag des bedeutenden Dichters durch Aufführung seines Dramas „Boleslaw Smiały". Dieser noch tief im Heidentum steckende König, der mit Blut sein Reich zusammenkitten möchte, und überall Verbrechen wittert, der sein Land und seine Untertanen auf seine Weise liebt und ihr Bestes will, schreckt nicht einmal vor der Ermordung des Erzbischofs Stanislaus zurück, der ihn zur Mäßigung mahnt, wodurch er die Krone verliert und die Buße anheimfällt. Diese Vermengung der christlichen mit heidnischen Weltbegriffen, die oft hart aufeinander prallenden Gegensätze sind der Hintergrund für die tragischen Schicksale dieses ritterlichen Königs. Und wieder ist das ganze Drama die Verkörperung einer Phase der Entwicklung des polnischen Volkes: schließlich ist nicht der König, sondern das polnische Volk der Hauptheld.

Die Darstellung war in jeder Beziehung tadellos, die dekorative Ausstattung bei den zur Verfügung stehenden Mitteln überraschend, die schauspielerischen Leistungen sehr gut und das Ganze harmonisch zusammenwirkend, was bei Wyspianskis Schöpfungen keine leichte Aufgabe ist.

Theater-Nachrichten.

„Herbstspiel". Im Radio Wien fand die deutsche Uraufführung von Sutton Vanes Stimmungskomödie „Herbstspiel" in der Bearbeitung von Erich Glaß statt. Der durch sein Schauspiel „Ueberfahrt" rasch bekannt gewordene Dichter hatte auch mit diesem lyrisch-symbolischen Werk, in dem das immergrüne Dreieckproblem unter der Mithilfe von Dumas' Räsoneur (Lord Chark) in durchaus fesselnder Weise neu gestellt wird, großen Erfolg. Die Radiobühne bot unter Dr. Nüchterns verständnisvoller Leitung eine künstlerisch wertvolle Aufführung.

„Cheri", eine Komödie von Colette und Marchand nach dem gleichnamigen Roman, gelangt in der Inszenierung Leo Mittlers am Theater am Kurfürstendamm in Berlin zur Uraufführung.

Das Mannheimer Nationaltheater hat für Mannheimer Kinder bis zu 15 Jahren ein Preisausschreiben erlassen. Es handelt sich darum, zur Aufführung des Weihnachtsmärchens vom kleinen Teufel von Frau Lina Erlenbach-Engerer Entwürfe zur Gestaltung der Bühnenbilder zu malen. Für diese Bilderideen sind 10 Preise und 10 Trostpreise ausgesetzt worden.

„Die Traumgesichte des Adam Thor" von Max Halbe, Regie Rudolf Anders, wurde kürzlich in Anwesenheit des Dichters im Landestheater Südostpreußen, Intendant Ernst Theiling, in Allenstein aufgeführt. Der Dichter wurde lebhaft gefeiert.

Walter v. Molos Friedrich-Drama „Ordnung im Chaos" gelangt am 16. Dezember am Thalia-Theater in Hamburg zur Uraufführung.

„November in Oesterreich". Direktor Gustav Hartung hat das Drama „November in Oesterreich" zur Uraufführung am Berliner „Renaissanctheater" erworben. Das Stück war unter einem Pseudonym eingerichtet worden, als Verfasser des Werkes hat sich nach erfolgter Annahme der Berliner Schauspieler Richard Duschinsky bekannt.

Moderner Aberglaube. Der Schal der Tänzerin Isadora Duncan, mit dem diese durch einen sonderbaren Zufall während einer Autofahrt erdrosselt wurde, ist für 50.000 Francs von einer Amerikanerin aus Honolulu, der Tochter eines reichen Pflanzers erworben worden, die ihn unter ihre Talismane aufnehmen will.

Musik

Herbstliedertafel des Bielitz-Bialaer Männergesangvereines.

Es freut uns, heute einmal einem wichtigen Faktor unseres heimischen Kulturlebens eine kleine Abhandlung widmen zu können: dem Bialaer Männergesangverein. Dieser auf nun schon 52 Jahre zurückblickende wackere Verein hat es besonders in den letzten 15 Jahren verstanden, sich in die vordersten Reihen der deutschen Sängerschaft Schlesiens emporzuarbeiten und bilden seine Aufführungen stets auch gesellschaftlich ein Ereignis.

Am Sonntag, den 20. November hatte der Verein zum erstenmal seit Jahrzehnten die Aufgabe, seine Liedertafel im Schießhaussaale in Bielitz abzuhalten, da ihm dies infolge Sperrung des Hotels „Schwarzer Adler" in Biala im altgewohnten Konzert- und Festsaal des Hotels nicht mehr möglich war. Dieser Umstand, die geänderten akustischen Verhältnisse, haben der Aufführung durchaus keinen Abbruch getan. Auch die alten treuen Besucher sind mit den Bialaern gern in die verlegte Kunststätte gewandert. Aber auch die den Sängern aus Biala nachgerühmte Gemütlichkeit zog mit und stellte sich nach Schluß der Vorträge beherrschend in den Vordergrund.

Der Gesangverein hat es sich diesmal nicht leicht gemacht, und sein Programm so aufgestellt, daß außer volkstümlichen Liedern auch Chöre vorgetragen wurden, welche im Kunstgesange alle Register der Männerstimme in Anspruch nahmen. Man merkte sofort die Meisterhand des Chormeisters Czajanek, dessen Erfahrung das vorzüglich zusammengestellte Programm zu danken ist.

Mit „Auswanderers Heimweh", dessen inniger Text von Herrn Schulleiter Johann Baron in Lipnik und dessen Vertonung von unserem Landsmanne und früherem Bialaer Sänger Alfred Hetschko (derzeit Musikdirektor in Graudenz) stammen, und mit dem schlichten, jedoch an Ausdruck so reichen „Ueber die Berge hin wandert mein Traum" von R. Hoffmann führte sich die Sängerschar bestens ein, um in „Des Geigers Heimkehr" von Hegar mit ihrem vollen Können zu prunken. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß Hegar zu den bestinterpretierten Komponisten des Bialaer Gesangvereines gehört, wiewohl gerade dieser an Stimme und Gehör, Auffassung und Tonbeherrschung sehr beträchtliche Anforderungen stellt. Die Sänger haben den Chor wiedergegeben, wie ihn selten ein Gesangverein zu Gehör bringen wird, ohne hiebei auch nur um einen Bruchteil zu fallen oder zu steigen. Die Aufführung und auch der Eindruck waren erstklassig. Frisch und in seinen scharfen Kontrasten richtig erfaßt, erklang die „Sehnsucht" von Laugs, da blies mit den Kaiserjägern der ganze frische Wagemut der sangesfreudigen Schar mit.



Nach der Pause folgten zwei Chöre mit Klavierbegleitung: „Sei mir gegrüßt" von Fr. Schubert und „Wanderlied" von R. Schumann, beide in bester Wiedergabe, vom Ehrenmitgliede des Vereines, Frau Mania Hübler, feinsinnigst begleitet. Es ist immer ein Genuß, diese Dame spielen zu hören, leider geschieht dies schon geraume Zeit nur als Begleiterin. Schade! —

„Der Hut im Meer" von Engelsberg, eine zarthumoristische Komposition, und „Der Obendrauf" von Othegrafen beendeten den Reigen der Chöre mit gutem Erfolg und erzwangen sich die Wiedergabe des letztgenannten Liedes.

Zwischen den Männerchören waren im ersten Teile Gesangsvorträge der Absolventin der Wiener Musikakademie, Frl. Grete Pissarek, würdig eingeflochten. Die junge Dame, die über eine schöne weiche Altstimme verfügt, sang ihre Lieder mit tiefem Empfinden und bestem Ausdruck. Wir freuen uns, die heimische Künstlerin bald wieder auf dem Podium begrüßen zu können. Im zweiten Teile trat das Vereinsquartett, sie nennen sich „Senioren", auf. In glänzender Form brachten sie Viergesänge von Debois und Werth, nicht ohne Zugabe, wenn auch ohne humoristische, die den Vieren so gut liegt und vom Publikum gern geheischt wird.

Die Einleitung, Mitte und den Schluß der Vorträge bestritt das unter Kapellmeister Glösel neu aufgestellte Orchester, welches sich seiner Aufgabe meisterhaft entledigte. In dem immer durch-

reißenden Xylophongalopp „Zirkus Renz“ lag der Xylophonpart in den Händen des H. Bittner, was wir lobend, der Vollständigkeit halber, erwähnen. Herrn Kapellmeister Glösel begrüßen wir gleichzeitig bestens, möge seiner Tat der erwünschte Erfolg blühen.

Wir schließen unsere Besprechung des Abends mit dem besten Danke an Meister Czajanek, unseren schlichten, hohen Künstler.

„Der Kaffeekönig“
von Thadäus Müller.

Der rührige polnische Theaterverein in Bielitz brachte uns am 24. v. Mts. eine neue Operette eines jungen Lemberger Komponisten, Thaddäus Müller, welche, obwohl sie noch eine gar zu große Anlehnung an die Art der Wiener Operettenkomponisten Lehar, Eysler, Fall und Kalmann aufweist, doch auch manches Originelle bringt. Das Orchester litt an dem Umstande, daß materielle Rücksichten das Mitbringen des vollen Orchesters ausschließen und die Ergänzung der Kräfte in Bielitz bei einer neuen Operette immerhin Schwierigkeiten bereitet. Daß dadurch auch die Wirkung der Darstellung und der Operette als Ganzes beeinträchtigt war, unterliegt keinem Zweifel. Die Aufführung war gut gelungen und wären besonders die Leistungen der Frauen Wilkoszewska und Przestrzelska, der Herren Pilarski sen. und jun., und Rewera-Rewski zu nennen. Die Tanzeinlagen — in diesem Ausmaße ein Novum in der Operette — waren Glanzleistungen.

Uraufführung der neuen Richard-Strauß-Oper in Wien.

Seit kurzer Zeit laufen Verhandlungen, die auf die Uraufführung der neuen Oper von Richard Strauß am Wiener Operntheater abzielen. Das Werk, zu dem Hugo Hoffmannsthal den Text schrieb, führt den Titel „Die ägyptische Helena“ und die weibl. Hauptrolle soll mit Frau Jeritza besetzt werden, die diesmal schon im März aus Amerika nach Wien zurückkehrt.

Bekanntlich ließ Richard Strauß bisher seine Opernwerke zuerst in Dresden aufführen und machte bloß bei der „Frau ohne Schatten“ eine Ausnahme. Nun sollen Differenzen zwischen dem Meister und der Dresdener Staatsoper schweben, die dazu führen dürften, daß sein neues Werk in Wien unter seiner eigenen Leitung zur Uraufführung gelangt. Man plant, die Premiere als künstlerischen Auftakt zu den nächstjährigen Festspielen im Mai zu veranstalten. Die Unterhandlungen sind noch nicht abgeschlossen.

Jan Brandts-Buys: „Traumland“.

Die Dresdener Staatsoper brachte mit der Opernidylle „Traumland“ von Jan Brandts-Buys die fünfte Uraufführung des holländischen Komponisten auf dieser Bühne, diesmal aber ohne Erfolg heraus. „Eine Opernidylle“ bezeichnet der Komponist diese Harmlosigkeit. Die erstrebte Einfachheit ist unkünstlerische Anspruchslosigkeit, die erquälte Naivität Mache. Die Handlung ist undramatisch und dürftig. Es lohnt sich nicht, von dem Zerrbild eines Schulmeisters auf der Bühne zu sprechen, dessen Heldentaten besungen werden, die man aber nicht spürt und erlebt.

Auch die Musik rechtfertigt nicht die Aufführung an einer Staatsoper. Sie bleibt im Konventionellen stecken, ist physiognomielos, ohne die leisesten Ansätze einer dramatischen Linie. Nur die symphonischen Vorspiele sind brauchbare Kapellmeistermusik. Man bedauerte die Solisten auf verlorenen Posten. Die dozierte Märchenstimmung wirkte peinlich. Glanz und Duft aus blühender Sehnsucht der Jugend fehlte ganz. Der Komponist wohnte den Proben und der Uraufführung bei.

Oskar Straus verläßt Berlin. Der schon seit Jahren in Berlin ansässige Komponist löst in den nächsten Wochen seinen Haushalt auf, weil er sich für längere Zeit ins Ausland begibt. — Oskar Straus geht, ebenso wie Jean Gilbert, der schon dort weilt, nach Amerika, um den schon vor zwei Jahren abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, wonach er drüben zwei Operetten komponieren soll nach Textbüchern, die ihm dort vorgelegt werden. Vorher wird sich aber Straus auch noch einige Monate in Paris aufhalten. Auch dort ist er einem großen Pariser Musikverlag gegenüber die Verpflichtung eingegangen, ein französisches Operettenlibretto zu komponieren unter Zusage der Aufführung an einem ersten Pariser Theater. — Seine eben fertiggestellte neue Operette, die in der zweiten Saisonhälfte herauskommt, führt den Titel „Hochzeit in Hollywood“, Buch von Leopold Jacobson und Hardt-Warden.

Sir Thomas Beecham, der bekannte Londoner Dirigent, der vor einiger Zeit mit dem Plan der Gründung einer englischen Volksoper vor die Oeffentlichkeit trat, hat bereits einen starken Erfolg zu verzeichnen. Täglich laufen an zweitausend Briefe ein. Londoner Blätter berichten, daß der Ansturm der Interessenten so groß sei, daß die bestehende Organisation zur Durchführung der Vorarbeiten und Erledigung der Geschäfte nicht mehr ausreiche.

„Der Zarewitsch“. Am Operettenhause in Hamburg hatte die Leharsche Operette „Der Zarewitsch“ einen stürmischen Erfolg. Richard Tauber in der Titelrolle und seine Gattin Charlotte Vanconti als Sonja wurden stürmisch bejubelt. Die Hamburger Blätter verzeichnen die Aufführung des Werkes als das größte Operettenereignis dieses Winters.

Musikalisch-literarisches Preisausschreiben. Bei dem großen musikalisch-literarischen Preisausschreiben zur Propaganda des Kaufes österreichischer Waren wurden von der Jury unter 12 Preisen 3 an Frauen verliehen: Martha Hörer, Anny v. Newald-Grasse (für Text und Musik eines Wiener Kuplets: „Warum denn alleweil ausländisch?“) und an Jula Salam. Die Preisarbeiten sollen demnächst zur Veröffentlichung kommen.

Eine neue deutsche Liederkomponistin, Else Kullack, aus einer bekannten Pianistenfamilie stammend, errang anläßlich einer musikalischen Veranstaltung im Berliner Lyzeumklub, der in der Förderung der Frauenkunst eins seiner Hauptziele erblickt, lebhaften Beifall. Sie begleitete selbst auf dem Klavier ihre 5 Lieder, die von der sympathischen Altstimme von Frau Else Wachsmann gesungen wurden. In ihren Liedern bewies die Komponistin, daß sie über die Fähigkeit verfügt, im engen Rahmen intensive Gefühlswerte zu sammeln und die gewählten Texte zu einem zweiten höheren Leben zu erwecken.

Neues aus dem Reiche der Mode.

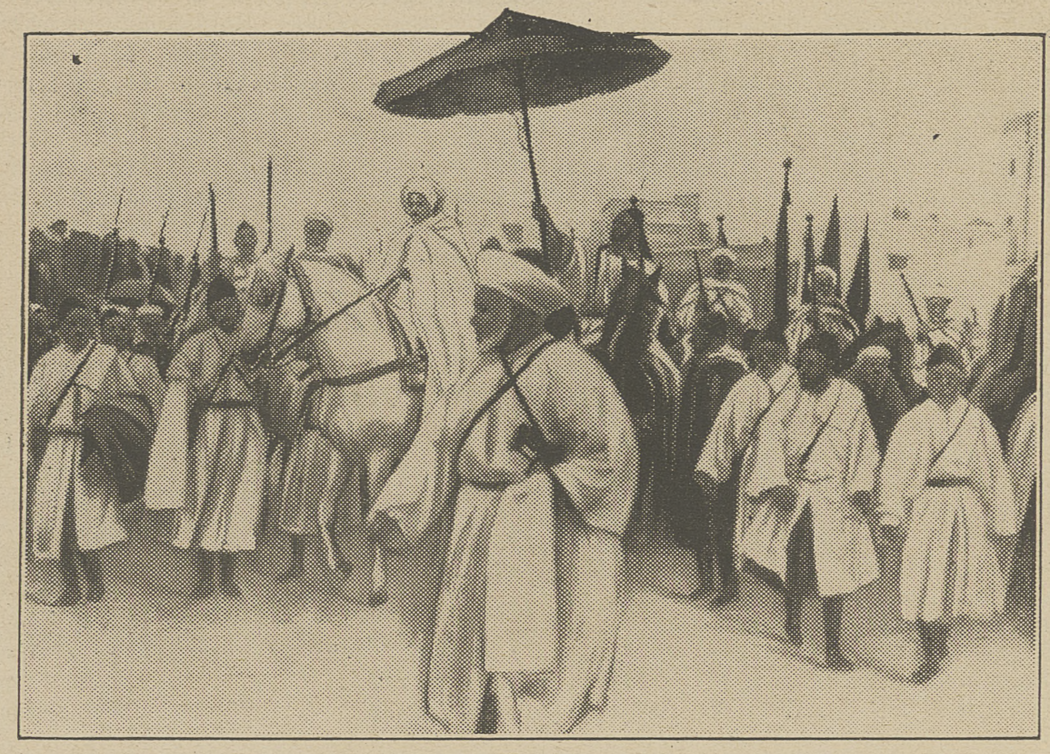


1. Ein aufgepuderter Strumpf wird an Zartheit von keinem anderen erreicht.
2. Am wirksamsten ist das Lippenrot, das elektrisch aufgelegt wird.



Die Beisetzung Bratianus in Bukarest.
Der Sarg des Ministerpräsidenten Jonel Bratianu wurde von hohen Offizieren und Würdenträgern zum Mausoleum gebracht und dort aufgebahrt. (Rechts die Lafette auf der der Sarg transportiert wurde.

Der Sultan ist tot, es lebe der Sultan.



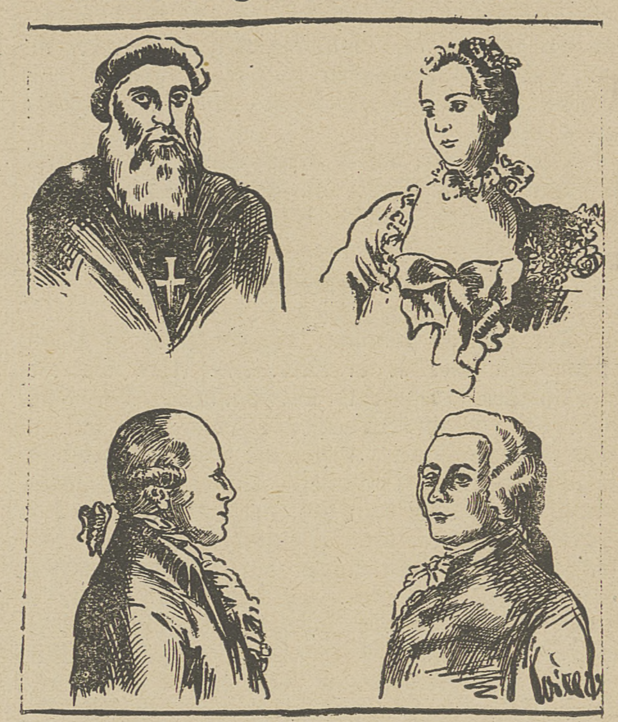
Die Ankunft des neuen Sultans von Marokko, Sohn des verstorbenen Sultans, in Rabat.

Feierlicher Empfang des heimkehrenden Königs von Ägypten.
Die königliche Kavalkade auf dem Wege zum Palast.
Im Vordergrund der Wagen des Königs.



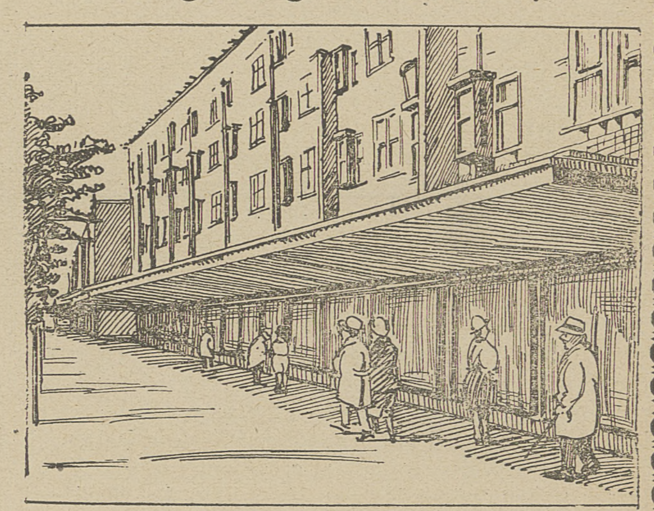
Der von seiner Europareise zurückkehrende König Fuad von Ägypten wurde mit großen Feierlichkeiten in Cairo empfangen.

Die den Dingen den Namen gaben.



1. Vasco da Gama (Der Fatzke). Sein Name hat eine eigenartige Umänderung erfahren; er soll die ersten Knicker Bockers getragen haben.
2. Die Marquise von Pompadour hat ihren Namen für die bekannten kleinen Strickbeutel hergeben müssen.
3 Daniel Gottlieb Schreber, der Gründer der Schrebergärten.
4. Guillotin, der die Guillotine erfand.

Bürgersteige mit Dächern,



die neueste Errungenschaft in Amsterdam.



Kunst

Böcklin-Ausstellung.

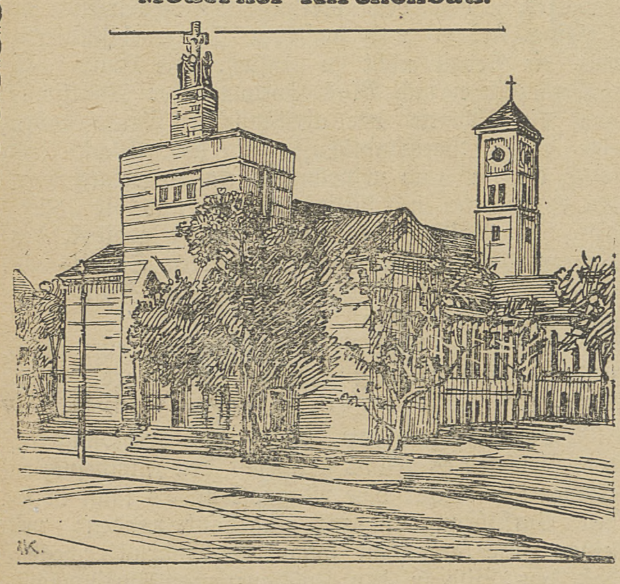
(Berlin, im November).

Die Ausstellung Arnold Böcklin in der Berliner National Galerie zur Feier seines hundertsten Geburtstages bringt so viele Frauenbildnisse, daß sich an ihnen fast eine Biographie des Meisters ablesen ließe. Da ist von dem noch nicht Zwanzigjährigen das Portrait der Mutter; die Art der Malerei befangen und ein wenig gequält, schwärzlich, weit entfernt von den glühenden Farben späterer Jahre. Bald darauf malt er seine erste Braut Luise Schmidt; Frau Elise Baur-Lippe; Frau Holzach; in weiteren Jahren Frau Dr. Mähly-Schermar, gemalt vier Jahre nach ihrem Tode. Frau Sybilla Müller; Frau Amarella Waldecker-im Hof, verw. Gurlitt, mit ihrem Kinde: dunkel in Farbe, nur das Kindergesicht leuchtend. Frau Prof. Burckhardt, ein kleines edles Werk. Dazwischen wieder und wieder seine Frau Angela, die typische Italienerin; 1854 in schwarzem Schleier; 1863 mit dem roten Chenille Netz, prachtvolle Malerei, weich, fleischig, farbig, von klassischer Schönheit, im gleichen Jahre das Selbstbildnis (Besitzer Wesendonck) mit seiner Frau, Hand in Hand, schreitend unter rotem Weinlaub; auch 1863 Frau Angela im schwarzen Kopftuch, fesselnd in seiner schlichten Schönheit und seinem Ernst; und 1866 das in ähnlichem Schwarz auf grünem Grund, ergreifend schön. Unter den Zeichnungen ein Blatt: Angela, kaum angedeutet, wenige Striche und Flächen — ganz hochstehend an Kunstwert. Die Familienbildnisse: seine Söhne Federigo und Arnold, die kleine Lucia und 1872 die Tochter Clara; 1876 die gleiche als Frau Bruckmann, unvergeßlich die Auffassung, die herrlichen Augen. Die früheren Bilder, Tempera und Oel, in kleineren Formaten, oft dünn und matt in der Farbe, fast flach; meist dunkelgrundig, zuweilen auf dem Holbeinschen Blau; die späteren reich und voll in der Farbe, leuchtend und glühend wie wir es von Böcklins großen Meerbildern kennen. Dann die Frauen, die nicht Porträts sind; die Lautenspielerinnen, die Nonnen beim Kirchgang, die verschattete Kleopatra mit dem schimmernden bläulichen Gewand; und bei der Beweinung die schmerzstarre Maria, die verzweifelte Magdalena, ergreifend in ihrem Gram, erschütternd in der Abwehr des tröstenden Johannes.

Und endlich 1891 das Greisenpaar, diese erlöschenden Menschen, der Mann still und ernst in seinem Pelz, die Frau gekrümmt, zusammengesunken, in dem rührenden gestrickten Umhang, beide ausruhend in der friedlichen Gartenlaube — ein Ausklang des Lebens. Alles übertreffend aber Fanny Sanuschek als Donna Isabella; Lebensgroß, stehend, schlicht gemalt vom 34-jährigen Meister, schwarz die ganze Gestalt, blaß und hell das Gesicht mit dem wundervollen Ausdruck und links die wenigen Pünktchen: Blumen des flimmernden Rots, das Böcklin so oft wiederkehren ließ in seinen späteren Bildern, in dem Rot, das ihm eigen war und das er selbst sich schuf.

Elisabeth Neelson.

Moderner Kirchenbau.



Die neue katholische Stadt-Pfarrkirche Neu-Ulm. Die Christo-Centrische Idee wurde durch den Erbauer, Prof. Böhm (Köln), durchgeführt.

Unregelmäßigkeit und Schönheit.

Ein bekannter Porträtist Nord-Amerikas beantwortet die Frage, was die schöne Frau eigentlich schön macht, dahin, daß das Unsymetrische des Gesichtes einen eigenen Reiz ausübt. „Sie mag eine gerade Nase haben oder eine gebogene, einen vollen Mund oder einen schmalen; sie mag ein Gesicht haben wie sie will, aber ich will verraten, warum sie uns entzückt. Das kommt daher, daß die beiden Seiten ihres Gesichtes nicht symetrisch sind. Soeben habe ich die Züge einer bekannten Schönheit der Newyorker Gesellschaft auf der Leinwand festgehalten. Ein eigentümlicher Reiz strahlt von ihrem Gesicht aus. Wenn ich mich frage, worin er besteht, so finde ich, daß er in ihren Augenbrauen liegt; die eine bildet einen vollständigen, schön geschwungenen Bogen, während die andere in einem unregelmäßigen Winkel verläuft. In diesem Gegensatz liegt das Geheimnis ihrer Schönheit. Frauen ziehen so gern ihre Augenbrauen mit dem Stift nach und entfernen Haare, um die Augenbrauen möglichst regelmäßig und gleichmäßig zu gestalten, das ist ein Fehler. Die kluge Frau wird sie gerade verschiedenartig machen, weil das zu dem Zauber ihrer Züge beiträgt. —

Lina Cavallieri, eine der schönsten Frauen, verdankt die unwiderstehliche Lockung ihrer Augen dem Umstand, daß das linke Augenlid schwerer ist und tiefer herabhängt als das rechte. Die Nuance einer müden Schwere, die mit dem lebendigen Feuer des anderen Auges kontrastiert, verleiht ihrem Gesichtsausdruck die faszinierende Wirkung. —

Der Schnitt des Mundes ist fast immer unregelmäßig, und gerade diesen Nuancen verdanken manche Frauen die Anmut ihres Lächelns. Ein Lächeln, bei dem die eine Seite des Mundes sich ganz so verzieht wie die andere, ist leer und stumpf; gerade in den Gegensätzen, die durch das Lächeln in den zwei verschiedenen Gesichtshälften hervorgerufen werden, liegt eine interessante Beseeltheit, die entzückt. Regelmäßigkeit der Züge wirkt meist etwas starr und langweilig. Schönheit beruht in jenen leichten Disharmonien, die den meisten nicht bewußt werden und doch den wahren Reiz der Frau ausmachen.

Der Siegeswagen des Königs Johann Sobiesky

Mitgeteilt von Franz Stoy.

Das Dorf Raddatz in Hinterpommern birgt einen einzigartigen historischen Gegenstand. Dem Besucher der kleinen verträumten Dorfkirche fällt sofort die eigenartige Kanzel ins Auge. Der über der Kanzel an der Kirchendecke befestigte Baldachin trägt die Inschrift: „Carrus triumphalis Johannis Sobiesky regis polonorum". Außerdem ziert ihn der weiße zweiköpfige Adler der Stadt Wien.

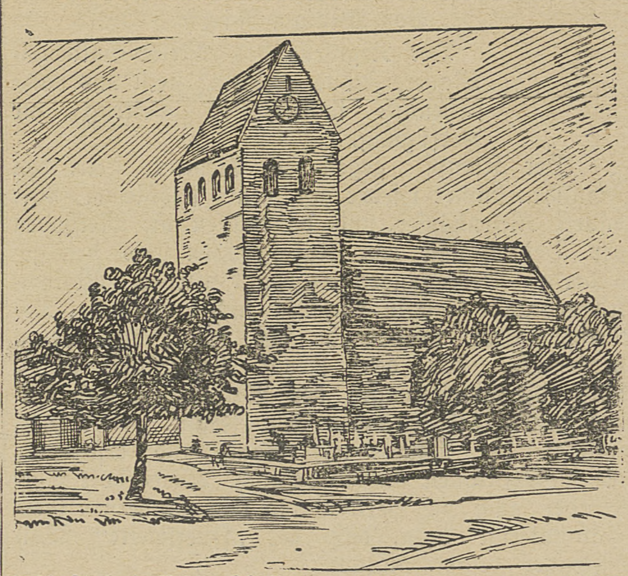
Wir haben hier in der Kanzel des Kirchleins den reichvergoldeten Siegeswagen des Königs Johann Sobiesky vor uns, ein Geschenk der dankbaren Stadt Wien für den am 11. September 1683 errungenen Sieg über die Türken unter Kara Mustafa. Dieser herrliche Sieg setzte dem weiteren Vordringen der Türken ein Ziel; sie waren bis zur Vernichtung geschlagen. Die Stadt Wien aber blieb vor dem schrecklichen Schicksal aller jener Städte bewahrt, die dem Ansturm der Osmanen erlagen. —

Friedrich II. Grenadiere erbeuteten im ersten Schlesischen Kriege diesen Siegeswagen in einem Dorfe in Schlesien, und der König bestimmte diese eigenartige und kostbare Beute für das Zeughaus in Berlin.

Der damalige Lehnsherr von Raddatz, der General Hennig von Kleist, der sich unter den Fahnen des Großen Königs ausgezeichnet hatte, erbat von diesem den Siegeswagen Sobieskys, um ihn als Kanzel in seiner neuerbauten Kirche zu Raddatz aufzustellen und der König gewährte dem verdienstvollen General diese Bitte.

Die vergoldeten Räder dieses Wagens, die ebenfalls in der Kirche aufbewahrt wurden, sind jedoch spurlos verschwunden. Wahrscheinlich wurden sie im Jahre 1806 von den beutegierigen Franzosen mitgeführt.

Die älteste Kirche Deutschlands



ist die Kirche in Nedlitz. Ihr Erbauungsjahr liegt um das Jahr 100

Rockefeller und das Versailler Schloß.

Rockefeller, der zweitreichste Mensch der Erde, hat in seinem Leben 450 Millionen Dollar zu verschiedenen Zwecken gestiftet. Neuerdings hat er für Instandsetzungsarbeiten am Versailler Schloß 20 Millionen Franken ausgesetzt, nachdem er schon früher 10 Millionen zum gleichen Zwecke gespendet hatte. Mit dieser auch heute noch beträchtlichen Summe ist es dem Konservator möglich, den Pruntbau der ein Areal von zehn Hektar bedeckt, mit den Parkanlagen, den beiden Trianons und den vielen kleineren Bauten vor dem beginnenden Verfall zu schützen.

Ein Pinselstrich, der 12.000 Dollar wert ist. Eine große Seifenfirma Amerikas hatte ein neues Werbeplakat malen lassen, das eine junge Frau beim Aufhängen von blendend weißer Wäsche darstellte, indeß ihr im Gras ein kleines Kind spielte. Mit einem Kostenaufwand von 12000 Dollar wurden Tausende solcher Plakate angefertigt und verteilt. Jedoch nach ganz kurzer Zeit wurden sie von der Firma wieder eingezogen und zum Einstampfen in die Papierfabrik verurteilt. Ein neues Plakat wurde angefertigt und die 12000 Dollar waren umsonst ausgegeben. Der eigenartige Grund soll der gewesen sein, daß der vergeßliche Maler nicht daran gedacht hatte, der jungen Mutter auf dem Bilde einen Trauring auf den Finger zu malen.

Eines der ältesten deutschen kirchlichen Kulturdenkmäler, die Kapelle am Totenmaar in der Eifel, ist baulich im höchsten Maß gefährdet. Die kleine Kirche war einst Pfarrkirche des Dorfes Weinfeld, das bereits seit 400 Jahren nicht mehr existiert. Auf Anregung des Eifelvereines soll hier eine Kriegsgedächtnisstätte geschaffen werden.

Film

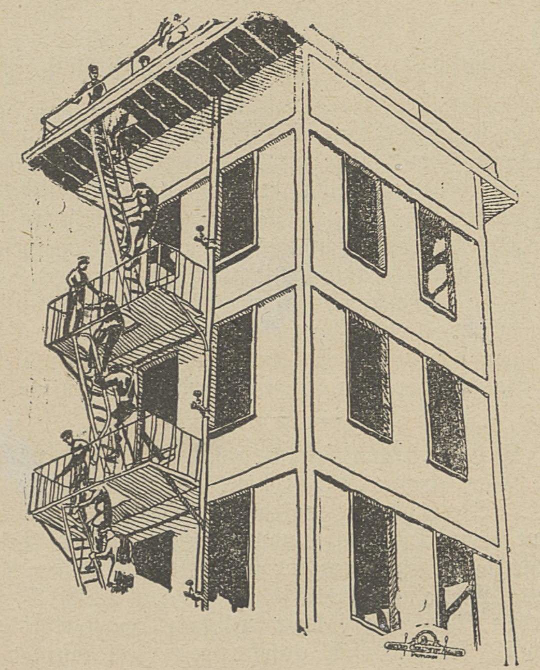
Wolkenkratzerbrände und ihre Bekämpfung.

Von William Nigh.

Der Regisseur des Metro-Goldwyn-Mayers-Films „Alarm" stellt uns nachstehenden interessanten Beitrag zur Verfügung.

Der Kampf gegen die Elemente stellt den Menschen immer wieder vor neue Probleme. Wir bauen Riesenhäuser, und da müssen die Methoden der Bekämpfung von Katastrophen stets den geänderten Bedingungen angepaßt werden. Wolkenkratzerbrände sind in Amerika nichts Seltenes. Die Wolkenkratzer werden in der Regel aus Beton hergestellt, das dem Feuer Widerstand leistet. Aber die Einrichtungen der Wohnungen und Büros fallen bei Bränden dem Feuer zum Opfer, erfüllen die Räume mit Rauch und erschweren die Löschaktionen außerordentlich. Wiederholt führte aber auch die Verwendung von minderwertigem Baumaterial dazu, daß der „feuersichere" Wolkenkratzer zusammenbrach.

Man kann sich in Europa von den Schwierigkeiten der Löschung eines gigantischen Feuers in den Riesengebäuden kaum eine Vorstellung machen. Die amerikanische Feuerwehr ist jedoch auf alle diese Fälle vorbereitet. Ein amerikanischer Feuerwehrmann ist ein Akrobat, Jongleur, Verwandlungskünstler und Athlet zugleich. Zu den Ausbildungskursen werden von vornherein nur Leute zugelassen, die in körperlicher und geistiger Hinsicht besondere Fähigkeiten aufweisen. Rasche Entschlußkraft, geistige Behendigkeit, Kraft, Gewandtheit sind unerläßliche Voraussetzungen. Die jungen Leute werden zunächst körperlich gestählt, sie lernen boxen, stemmen und ringen. Ein amerikanischer Feuerwehrmann muß fabelhaft klettern können. Er muß die Hakenleitern bedienen und an ihnen rasch und sicher emporklimmen können. Eine solche Hakenleiter wird an dem Fenster eines Stockwerkes befestigt, der Feuerwehrmann klettert hin-



auf; ist er oben angelangt, so hebt er die Leiter hoch, befestigt sie am Fenster des nächsten Stockwerkes, und erst wenn er imstande ist, über zwanzig und mehr Stockwerke glatt zu klettern, gilt er als vollkommen ausgebildeter Feuersoldat.

Das Sprungtuch ist eine der wichtigsten Rettungsmöglichkeiten bei Großfeuer. Es hat sich erwiesen, daß die Rettung von Menschen aus höhergelegenen Stockwerken unmöglich ist, wenn das Feuer auf diese übergegriffen hat. In der Regel versagen sofort die Fahrstühle, die Treppenhäuser sind von Qualm erfüllt. Man übt also bei der Newyorker Feuerwehr besonders das Springen in das Sprungtuch. Die Anwärter werden gedrillt, ein Sprungtuch von fünf Meter Radius im Zeitraum von sechs Sekunden sofort zu öffnen und bereitzuhalten. Das Schwierigste ist die Ueberwindung des Schwindels in diesen großen Höhen; daher wird das Springen ins Sprungtuch auch unausgesetzt geübt.

Schlimmer aber als das Feuer ist der Kampf gegen das Geröll. Ein Feuerwehrmann, der gut ausgerüstet ist, hat von dem Feuer selbst nichts zu fürchten, aber die herabsausenden Balken und Steine sind seine schlimmsten Feinde.

Die Newyorker Feuerwehr hat mit großem Erfolg eine Publikationspropaganda veranstaltet, die den Zweck hat, die Bevölkerung über die Gefahren des Feuers und über die Methoden seiner Bekämpfung aufzuklären. Sie hat sich zu diesem Zweck auch des Films bedient, und in Gemeinschaft mit der großen amerikanischen Filmfirma Metro-Goldwyn-Mayer einen Film hergestellt, der den Titel „Alarm" führt. Dieser Film enthält nicht nur die ganz modernen Methoden der Bekämpfung des Feuers, sondern auch eine Spielhandlung, die das Dramatischste an Situationen darstellt, was bisher auf diesem Gebiete geboten worden ist. — Einzig dastehend ist die in diesem Film gezeigte Rettung eines kleinen, verlassenen Kindes. Das Kind klettert in seinem Selbsterhaltungstrieb bis auf das Dach des Wolkenkratzers. Ein Feuerwehrmann rettet es unter Gefahren, die sich mit Worten nicht beschreiben lassen. Mit der Hakenleiter klettert er an der schon wegen Einsturzgefahr aufgegebenen Mauer des Hauses hoch und springt vom Dach des Wolkenkratzers, mit dem geretteten Kinde im Arm, in das ausgebreitete Sprungtuch! —

Der Film „Alarm" vereint wie kein zweiter die Elemente eines Dramas mit denen eines außerordentlich instruktiven Lehrfilms.

Greta Garbo.

Von Irving Thalberg,

Produktionsleiter der Metro-Goldwyn-Mayer.

Diese Frau steht an einem Wendepunkt der Filmgeschichte. Begrenzte Ausdrucksmittel bedingten beschränkte Möglichkeiten der Manifestation eines Wesens, eines Charakters, eines Schicksals. Man sah gute, sehr gute, sehr edle Menschen und — mit der Primitivität der technischen Möglichkeiten — machte man sie schön, ganz schön, sirupsüß. Gute Menschen hatten in der Sprache der Optik ein harmonisches Antlitz. Schon um sie äußerlich zu unterscheiden, machte man die Schurken häßlich. Die Schurkinnen allerdings machte man nicht widerlich und abstoßend, sondern nur möglichst unsympathisch, sodaß man ihnen sofort ansah: „die haben Uebles vor". Man machte sie dunkel, ließ die Augen und Arme rollen, toben, mit den Füßen stampfen und nannte das „dämonisch".

Mit der Verfeinerung des Geschmacks und den erhöhten Anforderungen an das Niveau ergab sich eines Tages die Frage: Wenn der Cowboy in Ohio und der Kuli in Shanghai diese Frau auf den ersten Blick durchschauen — wie ist es dann glaubwürdig, daß der so geistvolle und kluge Held sich so hereinlegen läßt?

Man fand Greta Garbo. Dieses blasse, blonde Mädchen paßte zum „Vampir" etwa wie der Teufel in den Himmel. Sie hatte einen großen Namen. Als Bühnenkünstlerin in Stockholm gefeiert, — dem Film seit Gösta Berlings „Saga" als größter Stern angehörig, in der „Freudlosen Gasse" in die erste Reihe der großen Filmfrauen gerückt — ist sie nun in Amerika ein „Vamp" geworden. Seit Greta Garbos Wandlung wirken die „dämonischen" Frauen von gestern so furchtbar harmlos, daß man sie als Naive mit ihr spielen lassen könnte. Es gibt kein „Wie" in der Wirkung. Engel und Kanaille — das ist Felicitas in „Es war" und die Marquise Elena in „Dämon Weib". Lichtgestalt und Dämon ist Greta Garbo. —

Im dunkelsten Afrika.

Man sollte eigentlich nicht aus der Schule plaudern. Aber ich weiß, daß Sie gern hinter die Kulissen des Films sehen. Sie wollen einige Kleinigkeiten aus dem neuen First National-Film „Die Ehebrecherin" erfahren?

Bitte!

Der Film spielt zum großen Teil in Afrika. Ich verrate Ihnen — ich begehe damit keinen Vertrauensbruch — daß wir nicht nach Afrika ge-



fahren sind, um diese Szenen zu drehen. Wir haben in Amerika Landstriche, die den afrikanischen so verblüffend ähnlich sind, daß eine Reise nach dem schwarzen Erdteil unnötig viel Zeit und Geldmittel kosten würde. Unser dunkelstes Afrika erstreckte sich am Colorado River, etwa dreißig Meilen von Needles, (Arizona) entfernt. Selbst gewiegte Amerikaner würden das nicht merken, wenn ich es nicht hier erzählte.

Am Colorado River machten wir natürlich nur die Außenaufnahmen. Die Atelieraufnahmen gingen in Hollywood vor sich, auch eine große Anzahl von Szenen, die in Afrika spielen, wurden im Atelier gedreht. Glauben Sie, es hätte uns an Negern gefehlt? Wir brauchten etwa vierhundert schwarze Komparsen, die Eingeborene mimen sollten, aber es meldete sich mindestens die doppelte Zahl. Jedenfalls wurde es dem Aufnahmeleiter schwarz vor den Augen, als er die Bewerber erblickte.

Die Wilden in Afrika tanzen genau so gern wie die Amerikaner oder Europäer. Der Film verlangte verschiedene Szenen, in denen die Eingeborenen ihre Kriegstänze vollführen. Für Larry Ceballes, der den vierhundert Schwarzen die Original-Kriegs- und sonstigen Tänze einstudierte, war die Arbeit nicht so einfach. Die Leute tanzten nämlich einfach Black Bottom. Der Rhythmus und die Schritte der afrikanischen Tänze haben eine große Verwandtschaft mit dem Black Bottom, der ja auch ursprünglich ein Negertanz war, bis er geformt und kultiviert wurde und die „Zierde" des Ballsaals bildete. Es war grotesk, den Negern die gewissermaßen kultivierten Schritte abgewöhnen und ihnen die ursprünglichen Tänze erst aufzwingen zu müssen.

Auf jeden Fall ist diese Tatsache eine glänzende „Rechtfertigung" unseres modernen Black Bottom!

Das Magnoskop. Eine neue Erfindung auf dem Gebieted es Films verspricht den Filmbesuchern eigenartige Reize: das Magnoskop. Es kann in jeden Vorführungsapparat eingebaut werden; mit seiner Hilfe kann man sogar den Eindruck erweden, daß das Bild in den Zuschauerraum hineinwächst. Besonders plastisch wirken dadurch Schiffe, Züge, überhaupt Gegenstände, die sich auf den Zuschauer hin bewegen.

BRIEFMRKEN-UMSCHAU.

Philatelie in der Stille.

Von M. Büttner.

Wer sich in aufrichtiger Liebhaberei mit Briefmarken beschäftigt, dem ist bewußt, daß das Sammeln keine Angelegenheit des lauten Marktes ist. Unter den erwachsenen Markenfreunden dürfte so mancher eine angenehme Entspannung und Beruhigung empfinden, wenn er nach der Arbeit, und dem Geräusch des Tages mit sich und seinem Album — u. was dazu gehört — allein ist, um sich seinen Studien zu widmen. Ist doch in geeigneten Fällen nervösen Leuten sogar von medizinischer Seite das Briefmarkensammeln verschrieben worden! Diesem innerlichen Wesen der Markenkunde entspricht es, daß sich ihre Anhänger im allgemeinen nur selten und nicht besonders gern in größerer Gemeinschaft in eine breitere Oeffentlichkeit begeben. So kommt es, wahren Natur der modernen, ernsten Briefmarkenkunde weiß und von der stillen, aber emsigen philadaß die Allgemeinheit meist nur zu wenig von der telistischen Arbeit des einzelnen wie der Sammlervereine kaum etwas ahnt. Diese äußere Ruhe bedeutet keine Untätigkeit oder Unfruchtbarkeit — der Kundige weiß es besser. Auch die Philatelie blüht sozusagen im verborgenen.

Ein beredtes Zeugnis dafür, daß nicht nur in den großen Organisationen, sondern gerade auch in den kleineren Sammlergemeinden und abseits der Großstadt ebenso eifrige wie sachgemäße philatelistische Arbeit geleistet wird, legte dieser Tage eine Veranstaltung ab, die eine so verhältnismäßig wenig umfangreiche Vereinigung von Markenfreunden, wie sie der Briefmarkensammler-Verein Cöpenick darstellt, zum Urheber hatte. Wer sich am zweiten Oktober-Sonntag nach etwas beschwerlicher Fahrt ins entlegene Spindlersfeld, beim spreeumschlungenen Cöpenick, unter herbstbunten Blättern und zwischen explodierenden Kastanien hindurch zum dortigen „Erholungshaus" hingefunden hatte, erlebte eine seltene philatelistische Ueberraschung und Genugtuung. Die von dem Verein zu seinem 20-jährigen Bestehen veranstaltete Briefmarken-Ausstellung konnte und wollte sich selbstverständlich nicht mit den letzten großen Darbietungen dieser Art, wie etwa in Straßburg usw., messen — die vorausgegangene Propaganda hatte sich hier ein wenig im Maßstab vergriffen —, bot aber in ihrer Gesamtheit doch ein erfreuliches und verheißungsvolles Bild davon, mit wie ernstem Streben und gutem Erfolg auch hier weit vor den Toren Berlins, fast schon in der „Provinz", gesammelt wird.

In einer Reihe der ausgestellten Sammlungen zeigte sich besonders deutlich, in welchem Maße sich der Markenliebhaber heute von geschichtlichen Gesichtspunkten leiten läßt: die altdeutschen Staaten, die Philatelie im Spiegel der Kriegsjahre, die deutsche Feldpost von 1914—1918, die Kolonial- und Besatzungsmarken, der deutsche Wiederaufbau nach dem Kriege und nach der Inflation — an Hand dieser und ähnlicher Themen waren zahlreiche bemerkenswerte Sammlungen aufgebaut. Wieder andere zeugten eindrucksvoll vom Schönheitssinn ihrer Besitzer und bekundeten, ohne den größeren Wert auf eine ja leicht langweilig und pedantisch wirkende Wissenschaftlichkeit zu legen, die durchaus berechtigte Freude an schönen, tadellosen Stücken — eine ästhetische Tendenz, die sich gegenüber allzu großer „wissenschaftlicher" Nüchternheit in der Zukunft immer mehr durchsetzen dürfte. Namentlich die heutige Jugendphilatelie bewegt sich in dieser Richtung, wie einige der ausgestellten Schülersammlungen bezeugten, in denen auf die schöne Marke und die interessante Darstellung gegenüber den Nebensächlichkeiten der Hauptwert gelegt wurde. Zugleich erfuhr man, daß auch hier — wie erfreulicherweise nun schon an manchen Orten — die jugendlichen Sammler von den erfahrenen älteren systematisch und zweckmäßig in das weite Reich der Philatelie eingeführt werden, daß hier in aller Stille ein Sammlernachwuchs herangebildet wird, der aus der denkbar vielseitigen Wissensquelle der Postwertzeichenkunde mit Gewinn zu schöpfen weiß und den Verständnis und Liebe zur Briefmarke stets begleiten werden. Ohne viel äußeren Aufhebens wird so für die Zukunft der Philatelie am besten gesorgt.

M. Büttner.

Gutes Ergebnis der deutschen Wohlfahrtsmarken. Nach einer Mitteilung des Reichsausschusses der Deutschen Nothilfe stellte sich der Reinertrag aus dem Verkauf der vorjährigen deutschen Wohlfahrts-Briefmarken mit den Länderwappen auf 884000 Mark gegenüber 343000 Mark bei der Ausgabe 1925. Es wurden etwas mehr als 10 Millionen Stück umgesetzt, d. h. rund eine halbe Million mehr als bei der vorangegangenen Serie. Durch die Post selbst wurde nur 1/5 dieser Menge abgesetzt, der übrige größere Teil durch die Wohlfahrtsämter und ähnliche Stellen. Allein die Berliner Großbanken haben 300.000 dieser Marken für ihre Geschäftskorrespondenz verbraucht. Auf das Ergebnis der diesjährigen Hindenburg-Wohlfahrtsmarken darf man gespannt sein.

Eine philatelistische Stiftung. Zur Erinnerung an den im September 1926 verstorbenen weitbekannten philatelistischen Sachverständigen und Verleger A. E. Glasewald (Gößnitz) hat der Deutsche Philatelistenverband eine „A. E. Glasewald-Stiftung" errichtet. Aus den vorhandenen Mitteln wurde am einjährigen Todestage des Verstorbenen im Erbbegräbnis der Familie Glasewald eine Ehrentafel angebracht. Ferner wird eine Medaille geschaffen, die alljährlich einem um den Verband oder die Philatelie verdienten Verbandsmitglied verliehen werden soll. Verfügbare Jahreszinsen aus den Mitteln der Stiftung werden im Bedarfsfall für Wohlfahrtszwecke zugunsten würdiger, bedürftiger Verbandsmitglieder verwendet.

Der Thronwechsel in Rumänien wird diesem Lande zum 1. Januar auch neue Postwertzeichen bringen. Sie sollen außer der Inschrift „Romania Posta" und der Wertangabe, im Gegensatz zur bisherigen Gepflogenheit, keinerlei Ornamente enthalten, sondern lediglich das Brustbild des jugendlichen neuen Königs Mihai I. (Michael) in weißer Seidenbluse.

Ein großzügiges Markengeschenk ist vor kurzem dem Postmuseum in Stockholm zuteil geworden. Der in New York ansäßige, aus Schweden gebürtige Direktor Lagerlöf schenkte dem Museum in Ergänzung früherer Spenden abermals eine Anzahl seltener Postwertzeichen, darunter die beiden berühmten ersten Mauritius mit der falschen Inschrift „Post Office". Diese alten Kostbarkeiten werden nun „amtlich" im Reichspostmuseum in Berlin, im Britischen Museum in London und im schwedischen Postmuseum für die Nachwelt aufbewahrt.

8800 Mark für eine englische Briefmarke. Wie in amerikanischen Blättern mitgeteilt wird, ist in New York vor wenigen Wochen u. a. eine englische Dienstmarke zu 10 Schilling, Ausgabe 1902, mit dem Bildnis König Eduards und dem Aufdruck J. R. Official versteigert worden. Die verhältnismäßig junge Marke, die als die seltenste unter den Dienstmarken Großbritanniens gilt, erzielte den statlichen Verkaufspreis von 2100 Dollar!

Handmalerei auf Briefmarken. Von englischen Spezialsammlern, die sich besonders mit den Marken der britischen Kronkolonie Rhodesia in Südafrika befassen, ist entdeckt worden, daß die dortigen Postwertzeichen der Ausgaben 1913—22 (König Georg mit Admiralsmütze) zuweilen handgemalte Stellen aufweisen. Auf einzelnen dieser Marken sind infolge Versagens der Farbe während des Drucks neben der Mütze kleine weiße Flecken entstanden, die dann in der Druckerei mit einem Pinsel in der Farbe der Marke nachgetuscht bezw. ausgefüllt wurden. Von anderen Spezialisten wird behauptet, daß auch die hohen Werte des Jahrgangs 1897 von Zanzibar auf den roten Flaggen zu beiden Seiten des Sultanskopfes unter der Lupe Pinselspuren erkennen lassen. Vielleicht sammeln besonders eifrige „Spezialisten" diese Marken nun nach der Zahl und Stärke der erkennbaren Pinselstriche . . .



Ausstellungen in Berlin.

Berlin, Ende November.

In den Räumen des Zoo hatten die Arbeitsstelle zur Förderung deutscher Spitzenkunst und der Verein „Die moderne Frau" die vierte deutsche Spitzenmesse abgehalten, an die sich die Ausstellung „Die moderne Frau und die Qualitätsmarke" anschloß. Der eigentliche Kern der Veranstaltung war die groß aufgezogene Spitzenmesse, um die sich alles andere gruppierte, was die Frau auf ihren verschiedenen Gebieten mehr oder weniger notwendig hat. Wie in jedem Jahr, wurden auch diesmal „gedeckte Tische" gezeigt, denn Spitzen, Stickereien und gedeckte Tische gehören zusammen. Auf ungefähr 50 solcher Tische gaben männliche und weibliche Künstler, u. a. Meister der Berliner Bühnen, Ausstattung allerlei, z. T. sehr originelle Anregungen; besonderen Beifall fand der „Bettisch der intellektuellen Frau", sehr kompliziert, sehr praktisch.

Unter Leitung von Jenny von Dewitz hatten Spitzenschulen, Textilschulen, private Spitzenwerkstätten ausgezeichnete Arbeiten ausgestellt. Hier lagen auch die Spitzen der Arbeitsstelle aus: Klöppel-Tüll und Filettechniken von zartestem Reiz, deutsche Wertarbeit, die auf dem internationalen Markt durchaus bestehen kann. Die sächsische und die schlesische Spitzenindustrie schafft nach modernen Mustern und antiken Originalen, in mühseliger Heimarbeit werden hier tausenden von Frauen Nebenerwerbsmöglichkeiten geboten. In manchen Orten dieser Gegenden leben ganze Familien von der Spitze, für die garnicht genug Propaganda gemacht werden kann.

In der Abteilung der „Frauenerwerbshilfe", die von Freifrau von Pawel-Rammingen im Berliner Schloß geleitet wird, sah man u. a. reizende Kindersachen und kunstgewerbliches textiles Spielzeug. Die Wäsche der eleganten Frau wird hier verhältnismäßig sehr preiswert hergestellt. — Freifrau von Pawel-Rammingen hat eine Bett-Morgen-Jacke aus Seide mit Dauneneinlage entworfen, die in verschiedenen Exemplaren ausgestellt war und viel Beifall fand. Industrie und Handel waren stark vertreten. Samt, Seide, Leinen in den modernsten Mustern, Wäschereien, Handarbeiten, alles, was zu diesem Gebiet gehört, wurde auf geschmackvollen Ständen gezeigt. Eine mottensichere Wolle wurde vorgeführt, man zeigte das neue Spritzverfahren mit echten Farben. Das Kunstgewerbe war sehr reich vertreten. Schmucksachen, Lederarbeiten, Modebeiwerk verschiedener Art wechselten mit den Auslagen bekannter Modehäuser, die Wäsche, Hüte, Kleider, Mäntel usw. brachten. Im Erdgeschoß war eine Ausstellung meist praktischer Waren, hier gab es die „Qualitätsmarken", — wie Möbel, Teppiche, Staubsauger, moderne Küchenanlagen, Einkochapparate usw. Besonders erwähnenswert ist die Spitzenschau, die Dr. Wolfgang Bruhn auf der Estrade des Kaisersaals veranstaltet hat. Unter seiner Leitung war eine Separatausstellung entstanden, wie sie bisher selten zu sehen war. Hier gab es Vitrinen mit echten alten Hausspitzen aus Privatbesitz, z. T. historische Spitzen, u. a. Spitzenarbeiten, die die Kaiserin Friedrich von der Kaiserin Eugenie erhalten hatte, Brautschleier, die von preußischen Prinzessinnen getragen wurden, kostbare Erbstücke in Alencon-, Reticella-, Venetianer-Technik, deren interessante Muster immer wieder in moderne Techniken übersetzt werden. — Da diese 4. Spitzenmesse außerordentlich reichhaltig ausgestattet war, kam das Publikum, das nicht nur aus Neugierde diese Schau besuchte, sondern vielfach auch Anregung und Belehrung suchte, durchaus auf seine Kosten.

Die andere Berliner Ausstellung, die im weitesten Sinn die Frauenwelt interessierte, war „die Mode der Dame", die im Funkhaus am Kaiserdamm stattfand. Hier sah man erlesene Pelze, Kleider, Hüte, Modebeiwerk aller Art, wie Blumen, Federn, Fächer, Schmuck, Schirme, Taschen, die in vorbildlicher geschmackvoller Weise gezeigt waren. Die Ausstellung ging vom Reichsverband der Deutschen Modeindustrie aus und brachte das Beste, was auf diesem Gebiet geleistet wird. Ein Hof der Schönheit war zu sehen, in dem Parfüms und Seifen ausgelegt waren, ein Springbrunnen aus Parfüm zog das Publikum immer wieder an. —

Im Obergeschoß gab es eine Separatausstellung: „Vom Morgen bis Mitternacht", Bild 1: Beim Aufstehen; Bild 2: Schönheitspflege; Bild 3: Bei der Morgentoilette; Bild 4: Die Dame beim Reit-, Golf- und Autosport; Bild 5: Geburtstag der Frau; Bild 6: Beim Frühstück; Bild 7: Am Vormittag der Abreise; Bild 8: Beim Einkauf; Bild 9: Im Juwelierladen; Bild 10: Im Hutsalon; Bild 11: Vor dem Schuhladen; Bild 12: Modeberatung; Bild 13: Beim Mittagbrot; Bild 14: In der Kinderstube; Bild 15: Im Friseursalon; Bild 16: Sinfonie; Bild 17: Bei der Abendtoilette; Bild 18: Von 7 bis 10 im Rampenlicht; Bild 19: Beim Souper; Bild 20: Beim Schlafengehen; Bild 21: Die Braut; Bild 22: Hochzeitsgeschenke; Bild 23: Reiseerinnerungen; Bild 24: Zollrevision; Bild 25: An Bord eines Nordlanddampfers; Bild 26: Unterm Weihnachtsbaum; Bild 27: Hausschneiderei; Bild 28: Im Handschuhladen; Bild 29: Musikzimmer; Bild 30: Handarbeiten; Bild 31—32: Kostümfest; Bild 33: Im Gebirge beim Ski- und Eissport; Bild 34: An der See; Bild 35: Im Wintergarten; Bild 36: In der Hotelhalle.

Fast alle Bilder wurden in der Art großer Schaufenster mit Figuren hergerichtet, dabei war bemerkenswert, daß einige der überlebensgroßen Figuren abendlich, d. h. lila geschminkt waren und daß alle den „neuen Typ" darstellten. Sehr interessant war auch die Lichtanlage in den einzelnen Modeabteilungen, in denen zwecks richtiger Beratung sowohl Tages- als auch Abendbeleuchtung eingeschaltet werden kann. Die Glas- und Porzellanausstattung der einzelnen Tafeln waren sehr geschmackvoll, ein neues Muster in Rosenthal-Porzellan zeigte breite echte Goldränder und sehr vornehme Formen für Gesellschaftszwecke. Alle Zweige der Modeindustrien waren auf dieser Ausstellung vereinigt, angefangen vom noch unverarbeiteten Rohmaterial bis zur fix und fertigen Ladenwaren, ein Beispiel für die Hochwertigkeit unserer heimischen Industrie, die es mit den Waren des Auslandes in jeder Beziehung aufnehmen kann.

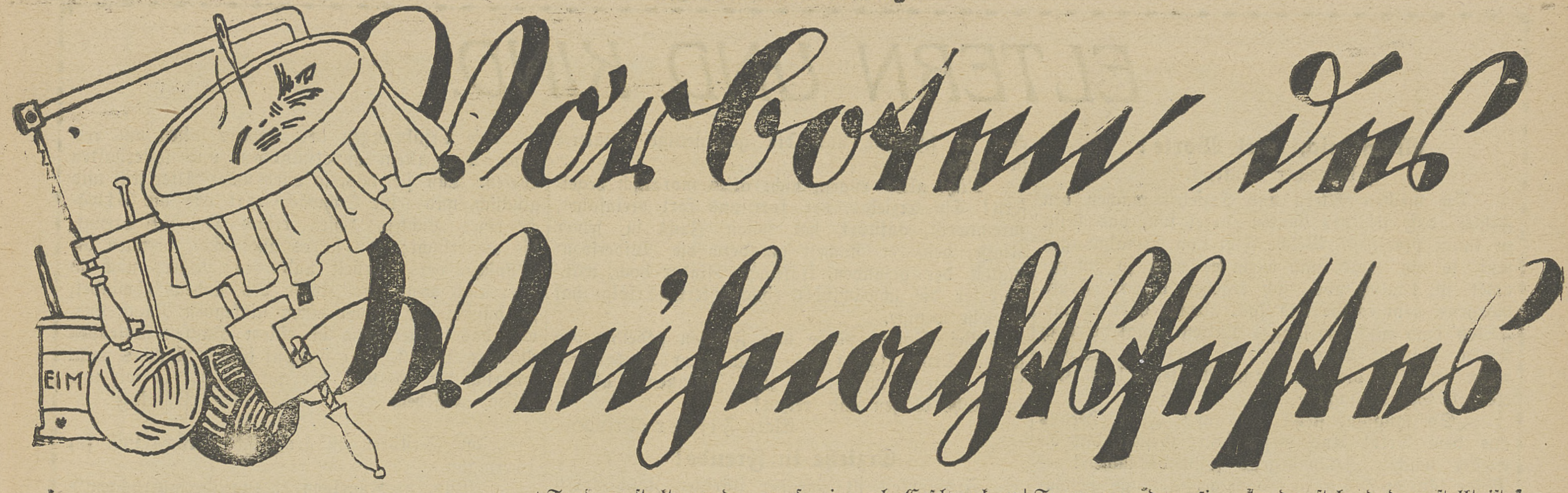
Else Levin.

Moderne Strümpfe.

(Nachdruck verboten).

Wer kennt die Namen, nennt die Farben, die in kurzer Zeit für Strümpfe modern waren? Mode und Grau, Grün und Gelb, Lila und Weinrot — eine Farbe löst die andere ab, doch durch dieses Farbengewirr hat sich allezeit der fleischfarbene Strumpf seine beachtenswerte Stellung hauptet. Man gönnt diesem Liebling der Mode nicht seinen Triumph und findet immer wieder neue Nuancen, die ihm den Todesstoß versetzen sollen. Man bringt nun zwei verschiedenfarbene Strümpfe, doch diese Idee erinnert zu sehr an die Harlekinzeit — sie wirkt zu maskenmäßig, um sich allgemein einzuführen. Die letzte Errungenschaft der Mode ist der Chamäleonstrumpf! In allen Farben schillernd, soll er sich für jedes Kleid eignen, so daß der großen Verschiedenheit der Farben, vor allem dem fleischfarbenen Strumpf, ein Ende bereitet werden soll.

Anne Beer.



Die Weihnachtskrippe.

Zur schönen Gestaltung des Weihnachtsfestes gehört namentlich in Häusern, in denen Kinder sind, eine Hauskrippe. Unsere Heimats- und Kunstgewerbemuseen bergen manch schönes Stück alter Krippenkunst aus den verschiedenen Ländern, die man sich zum Vorbild nehmen mag, im Gegensatz zu den oft kitschig wirkenden modernen billigen Papierkrippen. Man sollte da recht anspruchsvoll und wählerisch sein, große Kunsthandlungen und Kunstverläge führen sowohl geschnitzte Holzfiguren von künstlerischem Wert, die allmählich ergänzt werden können, wie auch Papierkrippenfiguren auf Modellierbogen, die man ausschneidet und auf Karton aufzieht, um ihnen Halt zu geben. Noch besser ist es, sie unausgeschnitten auf Holz von Zigarrenkisten aufzukleben und sie mit der Laubsäge auszusägen. Der dann noch um die Figuren verbleibende braune Rand muß sorgfältig mit der Farbe, die an ihn angrenzt, bemalt werden. Die Figuren werden in verschiedenen Größen hergestellt und nach ihnen hat sich die Größe des ganzen Aufbaus zu richten, der von besonderer Wichtigkeit für die stimmungsvolle Gesamtwirkung ist und bei der dem individuellen Geschmack weiter Spielraum gelassen wird. Der Untergrund muß sehr fest sein, Bretter werden auf einer Tischplatte oder einer großen Kiste befestigt, die durch Decken in einer unauffälligen Farbe, etwa einem dunkelgrünen oder grauen Vorhang verhüllt werden. Der Tisch wird an die Wand gerückt und diese ebenfalls mit einem Stück Rupfen oder ähnlichem groben Stoff bekleidet. An diesen Stoff werden die Ränder des „Felsgebirges“ festgesteckt, das aus großen Bogen grauen und braunen Packpapiers hergestellt, den Hintergrund bildet. Es gehört eine geschickte Hand dazu, um dieses Papier richtig zu bauschen und zu knittern, damit es schöne Schroffen und Zacken hervorbringt. Es wird empfohlen, um es besonders gut zerknittern zu können, die Rückseite mit Leimwasser zu bestreichen und schnell am Ofen trocken zu lassen. Am Boden der Krippe, der am besten mit dunkelgrünem Tuch bespannt wird, wird das Felspapier ebenso wie an der Wand mit Reißnägeln befestigt. Um es in seinen einzelnen Formen zu stützen, und zu beschweren, können die verschiedensten Gegenstände hinter das Papier gehoben werden. Streichholzschächtelchen mit dem Felspapier überzogen, bringen kleine Stufen und Unbenheiten hervor. In die Mitte der Landschaft kommt eine vorn offene Zigarrenschachtel als Stall, von Felspapier umgeben, eventuell mit einem schrägen, mit Strohhalmen beklebten Brett als Dach darüber. Um die Feldlandschaft zu beleben, werden mit breitem Pinsel, noch ehe man das Papier bauscht, allerlei Farbenflecke hingetupft, namentlich verschiedenes Grün und helles Gelb. Ist das Gebirge aufgerichtet, sorgt man durch Aufkleben von Moos, kleinen Tannenzweigen usw. für Abwechslung. Der Eindruck von Schnee auf den Gipfeln wird durch Bestäuben mit Mehl hervorgerufen. Die Umgebung des Stalles und der Vordergrund muß reichlich mit Moos, allerlei Steinen, Baumrinde, Tannenzweigen, Sand, auch mit Topfpflanzen, deren Topf versteckt werden muß, je nach Geschmack zu einer Garten- oder Waldlandschaft umgestaltet werden. Wer eine Winterlandschaft bevorzugt, wird Watte stellenweise leicht überlegen und feuchtes Kochsalz mit großem Pinsel darüber spritzen. Die Ausgestaltung muß sich sorgfältig nach den zu verwendenden Figuren richten und ebenso wie deren Aufstellung durchdacht werden. Auch die Beleuchtung ist keine leicht zu lösende Aufgabe und hängt von dem ganzen Raum und der Größe des Aufbaus ab. Eine einzige Lichtquelle, möglichst verborgen, ist die wirkungsvollste. U. a. wird empfohlen, eine Glühbirne zu benutzen, die teilweise mit leichter Wasserfarbe bestrichen wird, wodurch die einzigartigsten gedämpften Wirkungen hervorgebracht werden. Bei kleinen Wachskerzen, etwa im Innern des Stalles, muß darauf geachtet werden, daß sie nirgends die leicht feuerfangende Umgebung berühren. Eine gut verkleidete elektrische Taschenlampe, deren grelles Licht durch die erwähnte leichte Bemalung — bläulich oder rötlich — gemildert wird, ist sicherer, doch muß die Wirkung sehr genau ausprobiert werden. Jedenfalls bedarf es vieler Zeit und Liebe zu der schönen, aber mühevollen Arbeit, die recht frühzeitig begonnen werden muß.

Die heilige Barbara im Volksglauben.

Der 4. Dezember, der Tag der heiligen Barbara, ist einer der im Volksglauben wichtigen Tage der vorweihnachtlichen Zeit. In früheren Jahrhunderten, als der Weihnachtsbaum noch unbekannt war, wurden die Wohnungen bereits mit Grün und blühenden Bäumchen geschmückt. Einige Wochen vor Weihnachten brach man Zweige mit Blütenknospen von verschiedenen Bäumen u. Sträuchern, stellte sie im warmen Zimmer in ein mit Wasser gefülltes Glas und erneuerte das Wasser alle paar Tage. Gegen Weihnachten fingen dann diese Zweige an zu blühen. Eine alte Volkserfahrung besagte, daß solche Zweige am schönsten blühen, die man erst Anfang Dezember, besonders am Tag der heiligen Barbara, ins Zimmer bringt. Am geeignetsten hierfür erweisen sich Zweige von Kirsch-, Pflaumen-, Aepfel-, Birnen u. Schlehenbäumen. Auch Jasmin, Flieder und Schneeball werden genannt. Es war ferner Brauch, daß jedes Familienmitglied sich einen Barbarazweig beschaffte, ihn mit einem besonderen Merkzeichen versah und ihn dann mit den anderen in ein gemeinsames Gefäß tat. Wessen Zweig vor Weihnachten am reichsten blühte, der hatte im nächsten Jahre ein besonderes Glück zu erwarten.

Wie die heilige Barbara eigentlich in Verbindung mit diesem Wunder kam, steht nicht fest. Sie soll, der Legende nach, aus Kleinasien stammen und während der Christenverfolgung unter Decius oder Diokletian den Märtyrertod gestorben sein. Ihr eigener heidnisch gebliebener Vater soll sie enthauptet haben, und darauf von einem Blitz getötet worden sein. Dies führte dazu, sie als Schutzpatronin bei Gewittern zu verehren; auch unter die 14 Nothelfer wurde sie aufgenommen. Es ist daher natürlich, daß sie häufig auf Altären abgebildet wurde, kenntlich gemacht durch einen Turm, vor dem sie entweder stehend dargestellt ist oder der sich als kleines Modell neben ihr erhebt. Damit ist auf jenen Teil der Barbaralegende hingedeutet, nach dem sie in einem Turm von ihrem Vater gefangen gehalten wurde, aber auf wunderbare Weise daraus entfliehen konnte.

Pfefferkuchen.

Sobald die dunklen Tage einsetzen und das nahende Weihnachtsfest seinen ersten Schimmer vorausſendet, beginnt die Hausfrau an das Pfefferkuchenbacken zu denken, da der Pfefferkuchen, wenn er zum Fest seinen richtigen Geschmack haben soll, mehrere Wochen an einem kühlen, trockenen Ort gelegen haben muß. Zwei gute alte Rezepte, die eine Landfrau aus dem selbstgeschriebenen Kochbuch ihrer Mutter und Großmutter hier mitteilt, mögen von Interesse sein.

Figurenpfefferkuchen. Zutaten: $9\frac{1}{2}$ Pfund Mehl, $1\frac{1}{2}$ Pfund süße Mandeln oder Nüße, $\frac{1}{4}$ Pfund bittere Mandeln, dreieinhalb Pfund Honig oder Sirup, 4 Pfund Zucker, 17 g. Zimt, 14 g. Nelken, die abgeriebene Schale von 2 Zitronen, 14 g. Kardamon, 33 g. Pottasche, 7 g. Hirschhornsalz. Zubereitung: Mehl, die geriebenen Mandeln und Gewürze, tut man in eine tiefe Schüssel, Honig und Zucker werden in einem Topf aufs Feuer gestellt und bis zum Sieden gebracht. Dann schüttet man die heiße Flüssigkeit ins Mehl und verrührt alles zu einem glatten Teig, dem man, etwas abgekühlt, die Treibstoffe, jeden einzeln in lauwarmer Milch aufgelöst, zufügt. Nun rollt man den Teig aus und sticht Herzen, Männer, Sterne, Tiere, usw. aus, die man hellbraun abbäckt. In Steintöpfen aufbewahrt, halten sich diese Kuchen endlos, schmecken sogar erst einige Wochen nach dem Backen am besten. Will man die Herzen und Sterne noch verfeinern, so kann man sie noch mit einer Glasur bestreichen.

2. Rezept. Plattenpfefferkuchen. Am Abend vor dem Backen lasse man 2 Pfund Honig kochen, vermische ihn mit 2 Pfund Mehl und 1 Pfund Zucker zu einem Teig und lasse denselben an einem warmen Ort stehen. Am anderen Tage wird der Teig mit 4 Eiern eine halbe Stunde durchgeknetet. Dann gibt man 10 g. aufgelöste Pottasche und 1 Teelöffel Hirschhornsalz hinzu, ferner nach Belieben ein halbes Pfund süße, grobgehackte Mandeln, Zitronenschale, Zitronat, Zimt, und Nelken. Das ganze nun noch eine halbe Stunde zu einem festen Teig kneten, dabei soviel Mehl dazu geben, daß der Teig sich ausrollen läßt. Ein gefettetes Kuchenblech belegt man 1 cm. hoch damit und schneidet bald nach dem Abbacken den Kuchen in rechteckige Stücke. Ebenfalls lassen sich Würfel und kleine Dreiecke aus den Stücken schneiden, die man ganz mit Schokoladenguß überzieht.

Aepfel aufzubewahren. Aepfel kann man sicher vor dem Verderben schützen und bis zum Juni des kommenden Jahres frisch und schmackhaft erhalten, wenn man sie so spät, als es die Witterung erlaubt, von den Bäumen nimmt und sie dann schichtweise in reingewaschenem, trockenem Sand aufbewahrt.

ELTERN UND KIND.

Mach' nicht viel Worte!

(Von einer Mutter).

Die meisten Eltern und Erzieher machen den Fehler, daß sie des Guten zuviel tun, das heißt zu lange predigen. Welche Flut von Ermahnungen muß so ein Kind, und wenn es noch so gut geartet ist, täglich über sich ergehen lassen! Frühmorgens geht es los und spät abends hört es auf. „Steh' doch auf! So langes Liegen bringt dir doch keinen Nutzen. Was soll nur aus dir werden, wenn du nicht die Kraft zum Aufstehen hast. Ein elender Schwächling!"

„So langsam stehst du auf? Flink heraus aus dem Bett! Und dieses saure Gesicht, das du wieder machst. Frühmorgens sollst du lachen! — Müde bist du? Du hast doch genug lange geschlafen. Du hast keine Zeit mehr! So mach' doch! Es ist schon spät! Gott, gehst du mir auf die Nerven!" Usw.

Ein endloses Ermahnen, und dabei bildet man sich ein, dies wäre die rechte Erziehung. Ich möchte einen kleinen Versuch anstellen: Ein Gärtner zieht einen jungen Baum. Mit wissenden Blicken umfaßt er ihn und nur das Allernotwendigste wird gestutzt; macht er zu viel, stutzt er immer und immer wieder, so kann er es erleben, daß der Baum nicht mitmacht, daß er eingeht.

Gleich so ist's bei unseren Kindern, denen das ewige Zustutzen auch Schaden bringt. Wie die Pflanze Ruhe zum Entwickeln, zum Blühen und Reifen braucht, so auch das Kind. Und es ist gleichsam ein Hohn für derlei Eltern, daß gerade Kinder, um die man sich nicht viel kümmern kann, wie zum Beispiel in einer acht- bis zwölfköpfigen Familie, am besten ihr Fortkommen finden. Nicht einmal in seinen kleinen Spielen bleibt das Kind ungestört. „Mach' dich nicht schmutzig! Sieh' nur deine Hände! Gibt acht auf dein Kleid!" und in dieser Tonart geht es weiter. Lehnt sich das Kind dann gegen diese Störung auf — bekommt es noch extra Prügel.

Ich möchte nur einen Erwachsenen hören, wie ihm zumute wäre, wenn er, fort und fort aus seiner Beschäftigung herausgerissen, ein Spielball der Launen eines anderen würde! Was er will, das darf er nicht, gewaltsam wird er von der Stätte, wo er Freude fand, vertrieben, denn es kommt Besuch. Man will ihn sehen, man zerrt ihn hin und her, küßt ihn wie toll ab, und wenn er sich wehrt — „Bist du ungezogen!" Das sind doch Marterstunden!

Laßt doch die Kinder in Ruhe. Macht so wenig Worte wie möglich! In der Kürze liegt die Würze — sagt man. Und es ist richtig — ein Gesetz, ein Befehl muß kurz sein, dann gewinnt er an Kraft. Es war vielleicht mit eines meiner Geheimnisse, daß ich als Lehrerin so schöne Erfolge hatte — ich ermahnte ganz selten. Oft, und ich sage sehr oft, genügte nur ein Blick. Und nun bin ich Mutter und tue desgleichen. Ein Blick — das muß der Anfang sein, und es müssen die Kinder so gezogen werden, daß sie den Blick der Mutter deuten können. Liebe, Strafe, Schuldigsprechen, alles könnt ihr in einem solchen Blick hineinlegen. Aber damit er seine Wirkung behält, darf auch dieser Blick nicht alltäglich werden. Gerade in der Seltenheit liegt seine Kraft, wie auch in der seltenen, kurzen, kargen, Ermahnung. Das Kind muß wissen: „Halt, jetzt ist's ernst, du hast es verdient." Bei dem Schwall von Ermahnungen wissen die Kinder ja gar nicht, was sie zuerst machen sollen. Wie ein Sturzbach überflutet es sie und — wie einen Sturzbach beuteln und schütteln sie es von sich ab. Nichts, kein Tropfen bleibt daran hängen, daher muß dieselbe Qual täglich von neuem sich wiederholen. Daß durch eine derartige Behandlung die Kinder widerspenstig werden, liegt klar auf der Hand. Die Kinder sehen in den Eltern und Erziehern die reinsten Polizisten, die den ganzen Tag auf der Lauer liegen, ihre Fehler, die sie begehen, zu erhaschen! Da kommt so manchen die Lust an, ihnen ein Schnippchen zu schlagen, und die gegenseitige Quälerei ist fertig.

Nicht alles rügen, nicht alles moralisch begeifern! Ein Erzieher, der fort und fort dreinfährt, zurechtweist, aufstört, hat selten Zucht in seiner Klasse, denn er stachelt geradezu die Widerspenstigkeit der gesunden, kräftigen Kinder hoch, während er die schwächlichen einschüchtert. Erfolge hat er sehr wenige.

Bei Sonne, Ruhe und Frieden gedeiht eben alles. Drum schützt die Welt eurer Kinder vor dem ewigen Aufscheuchen und Zustutzen. Laßt sie in Ruhe blühen und reifen!

Clara Fischer (Dresden).

Erziehe in Freude!

Fröhlichkeit ist eine der stärksten Zauberkräfte auf Erden. Sie verdoppelt die Kräfte des Menschen und hilft ihm, alle Arbeit spielend zu überwinden. Freude an der Arbeit ist zugleich der stärkste Trieb zur Arbeit. Freudlose Arbeit aber macht uns seelisch arm, auch wenn sie uns äußerlich Millionen in den Schoß wirft. Darum Freude in die Erziehung! Kinder wollen keine sauren Gesichter und kein steifes Getue sehen, Mutter, du sollst eine heitere Atmosphäre um dich schaffen, die sich auch einmal blitzartig in einen harmlosen Scherz entladen kann, ohne daß du dadurch zur Possenreißerin wirst. Wenn du in Freude erziehst, dann meisterst du ohne viel Worte und ohne gewaltsame Maßregeln deine kleine Schar. Ohne Freude — das bedeutet, daß du bei deinen Kindern nur Fehler findest, daß du nur immer mäkeln und nörgeln wirst. Du als Mutter darfst keine Pessimistin sein. Wehe dem Erzieher, dessen Lieder nur in Weh-Moll gesetzt sind! Er ist ungeeignet zur Erziehung; denn Pessimismus zerstört nur, baut nicht auf.

Kinder aber sind Baumeister, sie wollen aufbauen und wollen in Freude bauen. Du weißt es ja selbst; hat dir die Arbeit des Berufs oder des Hauses alle Freude genommen, dann bist du nervös, ärgerlich, zum mindestens verdrießlich gegen deine Kinder. Und deine Kinder schleichen dann scheu um dich herum. Keine Frage kommt, kein frohes Erzählen vom Erleben des Tages. Du bist leicht zu Drohungen und Strafen geneigt, und Furcht und Lüge umgeben dich. Gewiß, es geht über menschliche Kraft, immer fröhlich zu sein. Aber zwing dich, Mutter! Im Lachen und Erzählen deiner Kinder findest du den Jungbrunnen, der dich von Sorge und Müdesein erlöst. Versuch es einmal, dich zur Freude deinen Kindern gegenüber zu zwingen, und du wirst erkennen, daß Freude alles ist.

Wie der Baum ohne Blüten keine Früchte bringt, so kannst du in der Erziehung deiner Kinder nichts erreichen ohne die Freude.

*

Die Erfahrungen des Lebens sollen uns reinigen von allem unverständigen und lasterhaften Wesen. Tun sie das, so wird unser Alter still und glücklich, und seine Schwäche wird wie die Schwäche eines Lichtes, dessen reines Oel hell brennt, bis es erlischt; tun sie es aber nicht, brennen die Wünsche der Torheit und des Lasters noch in uns, auch wenn die Kraft des Lebens schwindet, so dünstet ihr Feuer einen stinkenden Rauch aus, wie das Feuer, das in einem Haufen faulenden Moders brennt. Der Gestank dieses Rauches steigt wahrlich oft um uns her auf, lange, ehe wir uns dessen versehen.

Pestalozzi.

*

Im Zerstören ist große schöpferische Lust für jedermann.

Wilh. v. Kügelgen („Jugenderinnerungen").

Zum Nachdenken.

Meist sind uns am Nächsten diejenigen Fehler am verhaßtesten, die wir selbst haben.

*

Wir sind unvollkommene Menschen und sollen doch unsere Kinder erziehen zur möglichsten Vollkommenheit. Wohl uns, wenn es uns gelingt, an den Kindern weniger Unvollkommenheiten groß werden zu lassen, als wir selbst haben.

*

Die gesunde Familie ist und bleibt der Kern wahrer nationaler Kultur.

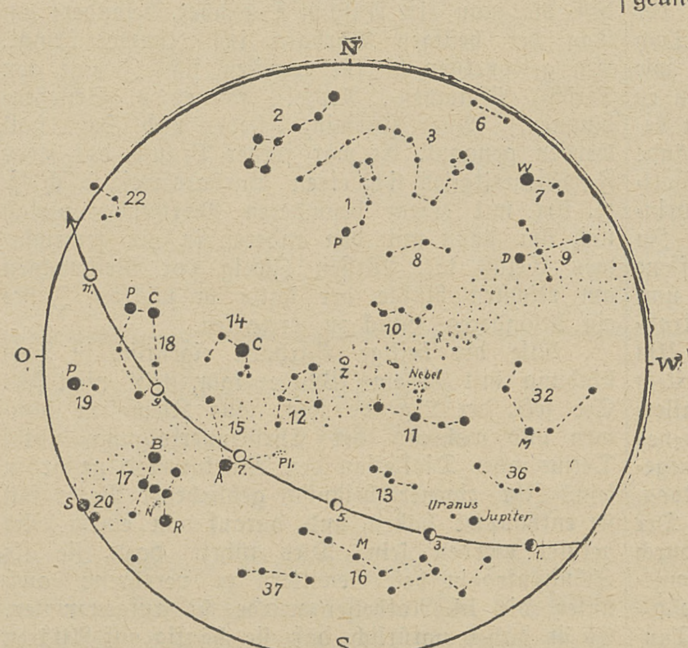
*

Die Anwendung von Reizmitteln, besonders von Strafen, sollte bei geistiger Anstrengung noch sorgfältiger als bei körperlicher vermieden werden. Auf alle Geistestätigkeit, die nur durch solche unnatürlichen Reizmittel erzwungen werden können, muß man verzichten, wenn man den Geist gesund erhalten will.

Eine der ältesten Mitarbeiterinnen der Frauenbewegung, Bertha Jordan, konnte unlängst ihren 80. Geburtstag begehen. Als Volksschullehrerin in Danzig hatte sie bereits in den neunziger Jahren in zahlreichen Aufsätzen wertvolle Aufschlüsse über Leben und Nöte der untersten Volksschichten gegeben und mit warmen sozialem Empfinden wichtige Probleme behandelt. Später im Elsaß heimisch, wurde sie infolge der politischen Ereignisse von dort vertrieben und fand eine Zuflucht in Baden.

Pfarrhaus — Fahrhaus.

Die Lehrerin erzählt eine Geschichte, in der das Wort „Pfarrhaus" vorkommt. Allzu deutlich wird sie es wohl nicht ausgesprochen haben; denn als sie der Vorsicht halber fragt: „Ihr wißt doch, der im Pfarrhaus wohnt?", da antwortet ihr eins der siebenjährigen Mädchen: „Zigeuner und Kirmesleute!"



Sternkarte für den Monat Dezember 1927.

Die Sternbilder sind durch punktierte Linien verbunden und mit einer Nummer versehen. Die Buchstaben sind Abkürzungen für die Eigennamen der hellen Sterne. Die Stellungen des Mondes sind von zwei zu zwei Tagen eingetragen. Das Datum steht unterhalb des Mondbildes und die Pfeillinie zeigt die Richtung der Mondbahn an. 1. Kl. Bär, P-Polarstern, 2. Gr. Bär, 3. Drache, 6. Herkules, 7. Leier, W-Wega, 8. Cepheus, 9. Schwan, D-Deneb, 10. Cassiopeja, 11. Andromeda, 12. Perseus, 13. Widder, 14. Fuhrmann, C-Capella, 15. Stier, A Aldebaran, Pl-Plejaden, 16. Walfisch, M-Mira, 17. Orion, B-Beteigeuze, R-Rigel, 18. Zwillinge, P Pollux, C-Castor, 19. Kl. Hund, P Prokyon, 20. Gr. Hund, S-Sirius, 22. Löwe, 32. Pegasus. — Planeten: Jupiter, Uranus, Z-Zenit.

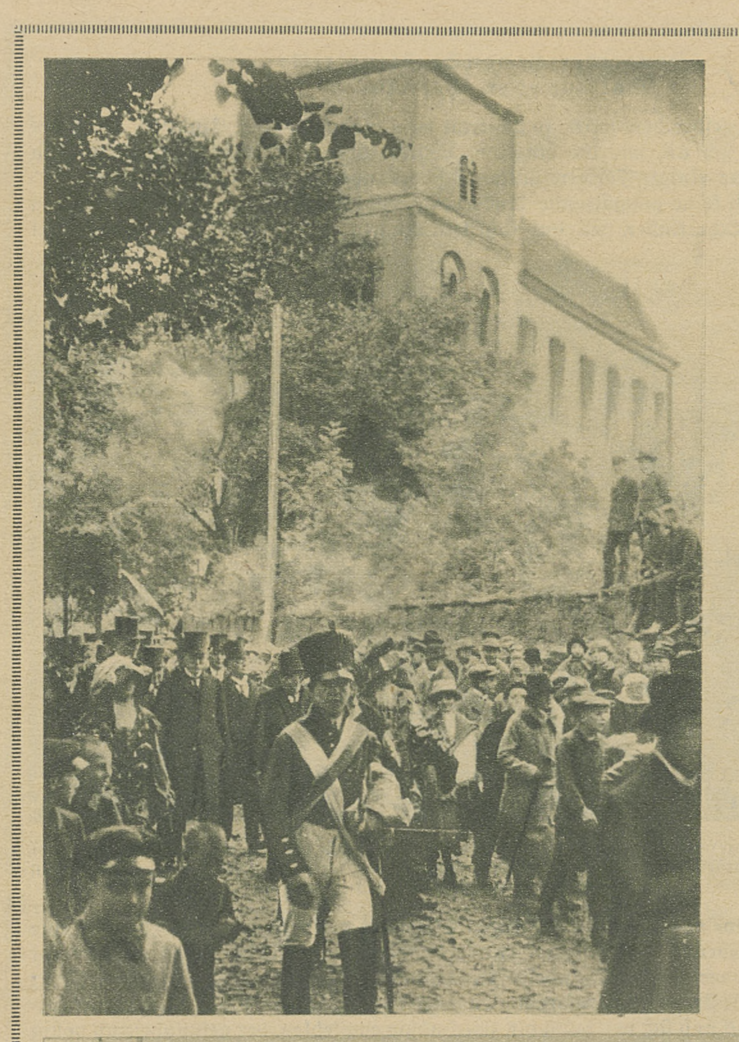


Bild links: In Hersfeld (Hessen-Nassau) wird seit alters her das Lullusfest gefeiert zur Erinnerung an den Mainzer Erzbischof Lullus. Dieser Kirchenfürst hielt im 8. Jahrhundert seine schützende Hand über die Benediktiner Abtei, die als erste feste Siedlung an der Stelle des heutigen Hersfeld entstand. — Der Magistrat zieht zum Festplatz, vor ihm her geht „der Stadtsoldat", der an die Jugend Nüsse verteilt Welt-Photo-Dienst

Bild rechts: Der Heilsarmee-General Bramwell Booth wurde bei seinem Besuch in Deutschland zusammen mit seiner Tochter Mary Booth, der Kommandeurin der deutschen Gruppe der Heilsarmee, vom Reichspräsidenten von Hindenburg empfangen D.P.P.Z.





Sieben treue Mitglieder ein und derselben freiwilligen Feuerwehr (Wachtendonk, Niederrhein), die alle der Wehr seit der Gründung — das sind jetzt über 40 Jahre — angehören



Die vergnügte Damenmannschaft des Ersten Harvestehuder Hockeyclubs (Hamburg) nach ihrem Sieg über die Damenmannschaft des Berliner Sport-Clubs in Berlin. Dieselbe Mannschaft hat kürzlich auch mit großem Erfolg in England gespielt Sennecke



Das jedem Besucher Kölns wohlbekannte alte Richmodishaus am Neumarkt soll abgebrochen werden und einem neuen modernen Geschäftshaus Platz machen. Die beiden zum obersten Stockwerk herausschauenden Pferdeköpfe erinnern bekanntlich an die Erzählung vom Kaufmann Richmodis, der die Nachricht über die Wiederbelebung seiner nur scheintot gewesenen Frau ungläubig mit den Worten beantwortet haben soll: „Eher glaube ich, daß meine beiden Rosse oben zum Fenster herausschauen, als meine Frau." Doch im selben Augenblick — so sagt der Volksmund — trappelten die Pferde die Treppe herauf und steckten die Köpfe zum Fenster hinaus Photothek



In der Heilands-Kirche zu Sakrow bei Potsdam fand am Bußtag ein Gottesdienst für den Verein Marinejugend „Vaterland" statt, bei dem eine neue Fahne geweiht wurde. Der Verein will auch bei den Binnenländern das Interesse für See und Seefahrt wecken und ihnen die Zusammenhänge zwischen Volkswirtschaft und Überseehandel, Schiffahrt und Weltgeltung näherbringen Photothek

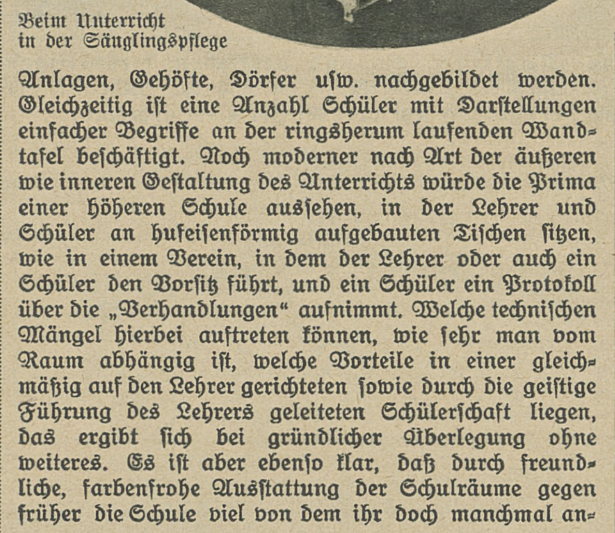
Die Schule von heute

Sonderbericht von Studiendirektor E. Wüllenweber, Bernau

Wenn heute in der Öffentlichkeit über modernen Unterrichtsbetrieb geschrieben und gesprochen wird, so gewinnt man manchmal den Eindruck, als wäre alles ganz anders geworden. Steht man aber mitten im Schulleben und sieht sich an, wie die einzelnen Lehrer ihren Unterricht erteilen, so kann man mit demselben Recht behaupten, es wäre alles beim Alten geblieben, nur einige Formen hätten sich verändert. Was ist nun wahr?

Sehen wir uns den äußeren Schulbetrieb und die Einrichtungen der Schulen an, so ist keine umwälzende Änderung, wohl aber eine gewisse Entwicklung festzustellen. Schon vor dem Kriege erkannte man als wichtige Forderung, daß unsere Schulklassen hell und licht sein müßten, daß sie freundlich ausgestattet sein sollten, man schmückte sie mit Bildern. Es sei nur an die schönen Künstler-Steindrucke erinnert, die man schon vor dem Kriege in sehr vielen Schulen fand. Man schuf bequeme Schulbänke mit ausgearbeiteter Rückenlehne (z. B. die sogenannte Rettig-Bank). Die Anordnung war durchweg reihenweise, so daß alle Schüler gleichmäßig das Licht von links bekamen. Auch für gute elektrische Beleuchtung war schon in vielen Schulen gesorgt. Eine moderne Schulklasse einer Volksschule sehen wir auf dem ersten Bilde. Die Bänke sind nicht gleichmäßig in einer Richtung aufgestellt, sondern gewissermaßen zum Mittelpunkt hin gerichtet, zum „Sandkasten“, in dem allerlei Anlagen, Gehöfte, Dörfer usw. nachgebildet werden. Gleichzeitig ist eine Anzahl Schüler mit Darstellungen einfacher Begriffe an der ringsherum laufenden Wandtafel beschäftigt. Noch moderner nach Art der äußeren wie inneren Gestaltung des Unterrichts würde die Prima einer höheren Schule aussehen, in der Lehrer und Schüler an hufeisenförmig aufgebauten Tischen sitzen, wie in einem Verein, in dem der Lehrer oder auch ein Schüler den Vorsitz führt, und ein Schüler ein Protokoll über die „Verhandlungen“ aufnimmt. Welche technischen Mängel hierbei auftreten können, wie sehr man vom Raum abhängig ist, welche Vorteile in einer gleichmäßig auf den Lehrer gerichteten sowie durch die geistige Führung des Lehrers geleiteten Schülerschaft liegen, das ergibt sich bei gründlicher Überlegung ohne weiteres. Es ist aber ebenso klar, daß durch freundliche, farbenfrohe Ausstattung der Schulräume gegen früher die Schule viel von dem ihr doch manchmal anhaftenden kasernen- oder gefängnismäßigen Charakter verloren hat, wenn sie für eine wirklich gesunde, lebensfrohe Jugend, — anders habe ich sie wenigstens nie kennengelernt —, auch früher immer ein ziemlich fideles Gefängnis gewesen ist. — Mit dem Fortschritt der Technik sind viele Einrichtungen in Schulen getroffen worden, die sicherlich außerordentlich zu begrüßen sind und sich von selbst als zweckmäßig empfehlen, der gesundheitlich völlig einwandfreie „Wassersprudel“, ein sehr zweckmäßig eingerichtetes Brausebad, eine schöne, praktisch eingerichtete „Küche“ für den Kochunterricht. Die unteren Abbildungen stammen aus einer modernen Volksschule. Ob wohl jedes dieser Mädchen zu Hause oder später im eigenen Haushalt eine so schöne Küche haben wird, wie sie sie hier als Schülerin benutzen darf? Manche Bedenken könnte man an solche Betrachtungen knüpfen. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß wir heute auch mit einfachen Mitteln gelernt haben, zweckmäßige Einrichtungen ansprechend zu gestalten. Wie einfach und doch wie ansprechend wirkt das Bild aus dem Unterricht über Säuglingspflege. Kein Luxus und doch alles so sauber, zweckmäßig und darum schön. Ein solcher Unterricht, bei dem die Kinder selbst tätig sind und nicht nur auf die Worte des Lehrers hören, wird als lebensvoller Arbeitsunterricht empfunden. Am besten läßt sich solcher Unterricht natürlich in diesen praktischen Fächern sowie in den naturwissenschaftlichen Fächern gestalten, doch hat von diesen aus auch der Betrieb in den eigentlich geisteswissenschaftlichen Fächern viele wertvolle Anregungen erfahren. Tüchtige Lehrer haben schon von je ihre Schüler lebendig unterrichtet, die Schulreform aber stellt heute diese Forderung ganz eindringlich an alle Lehrer. Stellt euch so auf die Jugend ein, daß sie gern und geistig lebendig mitarbeitet, daß aus Zwang Freiheit wird im besten Sinne des Wortes. Diese Forderung wird immer ihre Berechtigung haben und ihre Erfüllung wird immer als ein erstrebenswertes Ideal anerkannt werden.

Blick in eine der unteren Schulklassen. Die an der ganzen Wand herumgeführte Tafel ermöglicht eine gleichzeitige Darstellung verschiedener Stoffe und ist für Vergleichszwecke sehr geeignet. Man beachte auch die neuzeitliche Bankaufstellung



Beim Unterricht in der Säuglingspflege

Aus einer besonders vorbildlich eingerichteten Schule. Die Wasch- und Baderäume zur Erfrischung der Schüler nach dem Turnunterricht



←── Bild links: Auf jedem Flur sollte einer der neuzeitlichen Trinkbrunnen angebracht sein



Bild rechts: ──→ Auch der Kochunterricht, in den gegebenen Grenzen betrieben, ist ein wichtiges Arbeitsfach der Mädel

Photos Photothek

Eichendorff

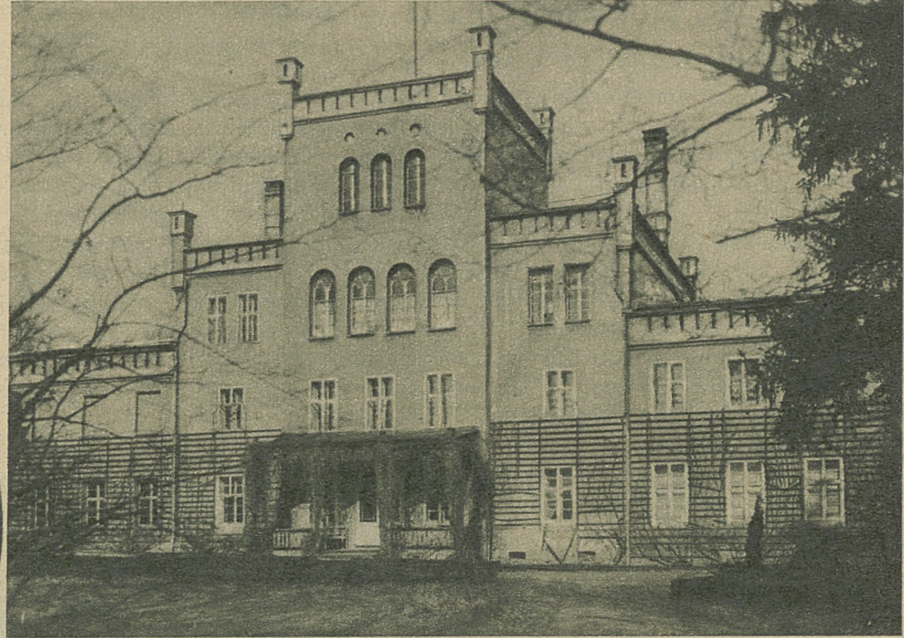
Zum 70. Todestag des Dichters am 26. November

Sonderbeitrag von Fridel Marie Kuhlmann

Joseph Frhr. von Eichendorff



Im Oval: → Luise, die Gattin des Dichters



Schloß Lubowitz in Schlesien, das Geburtshaus Eichendorffs

Eichendorff! Wenn man nur an ihn denkt, wird einem schon froh ums Herz. Man hebt den Kopf von der Arbeit. Großstadtlärm verstummt, Quellen rauschen, Vögel singen, und die Wände dehnen sich ringsum und wachsen. Wenn man nur an ihn denkt, ist man schon mitten im Walde. Wenn man nur an ihn denkt, hat man wieder ein Lied im Gemüt und Kraft für die Stunde.

Wer ist denn dieser Mann, der uns, dem gebückt arbeitenden, dem gehetzten und zersorgten deutschen Volk nach über hundert Jahren noch immer zuruft:

„Wir wollen dennoch singen!" Und der das tapfere Wort weiß:

„Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe . . ."

Kann man denn graben und dabei singen? Dennoch singen?

Ein Eichendorff kann es und will's uns wieder lehren. –

Eichendorff wurde 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor in Schlesien geboren. An die seligreine, waldbehütete Kindheit schloß sich eine fröhliche Studentenzeit in Heidelberg, die mit Freundschaft und romantischen Main- und Donaufahrten „bis über alle Wipfel getaucht war in Morgenrot und Klang". Den Freiheitskampf 1813/15 erlebte der Dichter im Lützowschen Freikorps. Noch einmal brannten alle Feuer der Jugend in hellen Flammen. Dann trat Eichendorff in preußische Verwaltungsdienste ein, wurde 1824 Oberpräsidialrat in Königsberg und arbeitete später im Kultusministerium.

Er starb 1857 in St. Rochus bei Neiße. — Also Beamter war er! Nüchterner, preußischpflichtgetreuer Beamter. Und konnte daneben singen und blieb ewig jung wie seine Wälder in der Heimat. — Wie war das möglich?

Eichendorff war ein Sonntagskind des Lebens, ein echtes, selten begnadetes. Das lautere, unmittelbare Empfinden, das Gott dem Kind mit ins Herz gegeben hatte, erhielt sich der Mann durch den innigen Anschluß an die Heimat, durch die frühe treue Hingabe an alles Echte und Bodengewachsene. Im Walde nahm er das auf, was man in Städten nicht lernen kann, und Bäume waren ihm bessere Lehrer als Menschen.

Verborgen liegen ihre Wurzeln und tief. Das Werdende erwächst im Dunkel der Muttererde, tritt erst zu Tage, wenn es lebensreif ist. Dem Licht nach wachsen die Stämme, in unbeirrter Gradheit, geheimnisvollen Lebensgesetzen folgend. Ein Gleichnis des Lebens ist der Wald in Sturm und in Ruhe. Aber nur dem Stillen, dem Lauschenden erschließt er seine Wunder.



Im Hasengarten zu Lubowitz



Die „Eichendorff-Linde" im Lubowitzer Park

Eichendorff erlebte sie wie kaum ein zweiter. Alle Stimmungen offenbarten sich ihm, die liebliche, silbergraue Morgenstunde voll erster süßer Vogelrufe und die mitternächtliche Geisterstille, „da die alten Götter die Runde machen" und der Wald „den Atem anhält."

Aber nur dem Schlichten, dem Reinen schenkt der Wald seine Lieder. Da, wo das laute und kleine Ich verstummt, fängt das stille und große Du zu rauschen an. — Aus dieser Hingabe an die Natur entsprang dem Dichter die frohe Unmittelbarkeit des Empfindens.

„Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte", schreibt er im „Leben eines Taugenichts". Das kennzeichnet so recht die Grundstimmung seines Lebens und seiner Dichtungen. „Es war mir beständig zumute, ohne daß ich wußte, warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor." Er war und blieb auch in Alltag und Arbeit das Kind, das Sonntagskind, das immer gleichsam vor der Weihnachtstür steht, des großen Lichterglanzes gläubig wartend. Und diesem Glauben wurde auch Wunder um Wunder. Er trennte nicht Wald und Arbeitsstube, Sonntag und Wochentag. Wie Nietzsche der geistigen Einstellung des Menschen hochgemut den Weg weist, „man soll auf Bergen leben!", so sollten wir mit Eichendorff im Herzen „im Walde leben". Innerlich im Walde leben, auch wenn wir äußerlich im Büro und Fabrikraum schaffen — — wäre das nicht eine Kraft?

Graben und sich plagen und dennoch dabei singen — wäre das nicht ein Ziel? Ein Dichter schloß sein bestes Werk, ein Mensch schloß sein Leben mit den Worten: „Und es war alles, alles gut".



Das Haus in Neiße, in dem Eichendorff 1857 starb

Photos: Schau, Gleiwitz

Die Prinzessin

Erzählung von Clara Prieß

So wurde das Wunder Wirklichkeit. Friedo Frerksons Drama war am Theater der Provinzialhauptstadt angenommen. Die dortige Bühne war nicht gerade ausschlaggebend — aber immerhin! — Das Schicksal hatte Friedo Frerkson in seiner engen Jugend als Sohn der Küsterswitwe auf dem Dorf und später in der mageren Hilfslehrerstelle wahrhaftig nicht verwöhnt, und er wußte zu viel von Größeren, die um ihre Kunst gehungert und gelitten hatten, um einen raschen Erfolg für sich zu erwarten. Er wußte auch, daß er selbst nie die Ellenbogenkraft besessen hätte, sich auch nur soweit durchzusetzen. Aber da war ja, wie ein wahres Wunder, die Liesel Lassen ihm zu Hilfe gekommen.

Sie hatte im Dorf früher nur die Lappen-Liesel geheißen, weil ihre Mutter, die Näh-Lassensch, das Kind mit allen alten Lappen, die sie sich bei der Hausschneiderei erbettelte, aufputzte. Man lachte, wenn die Lappen-Liesel ein Kleidchen aus dem lila Mantel von der Frau Pfarrer trug, besetzt mit karierten Volants von der Müllerin Seidenem. Aber das Kind wußte seine Röckchen zu tragen und zu schwenken. Und man konnte fast glauben, daß es den „Schick" von dem vornehmen, geheimnisvollen Vater geerbt habe.

Es kam dann so, daß die Liesel nach der Schulzeit als Jungfer mit einer Sommergästin nach Berlin ging. Die Einzelheiten von Liesels weiterer Laufbahn wurden nicht bekannt. Tatsache aber war, daß die Näh-Lassensch ihren Kopf immer höher trug und Wundergeschichten von einem Herrn Baron wußte, der ihre Liesel fürs Theater ausbilden ließ. Und der Meinertsbauer hatte es sich sein Geld kosten lassen und gewiß und wahrhaftig die Liesel auf der Bühne gesehen, und erzählte stolz, daß sie fünf verschiedene Kleider angehabt habe, immer eins noch schöner als das andere, und zum Schluß einen Grafen geheiratet hätte.

Nun war da eine alte Freundschaft zwischen Friedo Frerkson und der Lappen-Liesel. Der ernsthafte hübsche Junge gefiel ihr schon in der Schule, und sie zeigte ihm das auf die unwiderstehliche Art, die ihr schon damals mitgegeben war. Und er glaubte später gern an ihr märchenhaftes Glück und ihre dramatische Begabung.

An diese Liesel, so nannte er sie in Gedanken noch immer, wenn auch die Mutter erzählte, man müsse sie jetzt mit ihrem Theaternamen Li Lassi nennen, hatte Friedo Frerkson sein Drama gesandt und einen Brief dazu aus der Sehnsucht seiner stillen und starken Seele heraus geschrieben.

Die Sendung traf Li Lassi, als sie gerade guter Laune war. Zu ihrem Wohlgefallen entdeckte sie, daß es eine glänzende Rolle für sie selbst enthielt: Eine Prinzessin von einer Reinheit und Schönheit, wie nur Friedo Frerkson sie erträumen konnte. Da das Drama im Märchenlande spielte und todtraurig endete, gab es Gelegenheit zu märchenhaft schönen Kleidern und rührenden Wirkungen, wie Li Lassi sie liebte.

Da sie nun just zu dieser Zeit sehr gute Beziehungen zum Intendanten des Theaters hatte, brachte sie es mit sehr viel Liebenswürdigkeit und Energie fertig, daß Friedo Frerksons Stück wirklich gelesen wurde. Und siehe da, man fand eine originelle Begabung, wollte den jungen Verfasser persönlich kennen lernen und nach Streichung des dritten Aktes und sehr starken weiteren Änderungen das Drama annehmen.

Daraufhin schickte die Liesel ein Jubeltelegramm an den Autor, worin sie ihn aufforderte, bald zu kommen.

Daß er freilich schon am nächsten Morgen in aller Frühe seinem Glück entgegenreisen würde, hatte sie nicht erwartet. Sie war am Abend vorher auf einem Künstlerfest gewesen und lag noch zu Bett, als ihr der Jugendfreund um 12 Uhr gemeldet wurde. Sie tat aber das Mögliche für ihn, hüllte sich in ihren goldgelben Kimono und erschien ihm ganz wie seine Märchenprinzessin. Im stillen amüsierte die Liesel sich mächtig über seinen „schwarzen Examensrock", fand aber, daß es einmal doch etwas anderes sei und beschloß, sich weiter seiner anzunehmen.

Zum Advent

Der von fröhlichen Klängen durchfluteten Vorweihnachtszeit.

Das Bild des Engels von Melozzo da Forli veröffentlichen wir nach dem Buch: „Die Musik in fünf Jahrhunderten der Europäischen Malerei", Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein, einem 172 schöne Bilder wiedergebenden Werk von Max Sauerlandt

Zunächst schickte sie ihn freilich bald wieder fort, verabredete aber ein Zusammentreffen in einem vornehmen Restaurant mit ihm um 5 Uhr zum Mittagessen.

So hatte Friedo Frerkson Zeit, das alte Museum und das Schloß zu besehen, und war dann müde und pünktlich zur Stelle.

Die Liesel ließ noch lange auf sich warten, und Friedo Frerkson fühlte sich äußerst unbehaglich unter den eleganten Gästen. Aber Li Lassi paßte hierher, das merkte er gleich, als sie endlich erschien und sich von ihm den Pelzmantel abnehmen ließ. Sie hatte genau so wenig und ebenso dünnes Seidenzeug am Leibe wie die anderen Damen. Und der Name Lappen-Liesel kam ihm einen Augenblick in die Erinnerung. Aber dann meinte er, ihre Vornehmheit und künstlerische Persönlichkeit zu spüren. Und die guten Speisen und Getränke halfen in dem Glauben weiter.

Nachher setzte die Liesel bei Kaffee und Zigaretten ihm auseinander, daß noch mancher Weg zu tun und vieles zu ändern und zu streichen sei, ehe das Drama aufgeführt werden könnte. Aber die Prinzessin wolle sie gerne spielen — die sei so süß in ihrer Dummheit — und später die große Szene, als alles herauskam! Und sie hätte auch schon Ideen für die Kostüme.

Friedo Frerkson wurde immer stiller. Er hatte gemeint, sein Werk sei ein Block, an dem niemand herumsplittern und nörgeln dürfe.

Und dann sah die Liesel auf die Armbanduhr: „Schon so spät! Ich muß doch heute abend zum 27. Male die Yvonne spielen. Da wirst du sehn, wie ich deine Prinzessin auffassen werde. Ein Freibillett kannst du dir an der Kasse abholen." — Und nachher? — — Sie zögerte ein wenig. „Eigentlich bin ich zu heute abend verabredet. Aber vielleicht kann ich's noch ändern — warte jedenfalls am Künstlerausgang auf mich."

Und dann entfernte sich die Liesel auf ihre elegante Art und ließ ihren Jugendfreund die nicht unbeträchtliche Rechnung bezahlen.

Als Friedo Frerkson die Reste seiner Barschaft zählte, blieb gerade genug, um vierter Klasse wieder nach Hause zu fahren. Aber davon konnte ja keine Rede sein. Er mußte doch vor allem morgen früh mit dem Intendanten sprechen. Und die Liesel würde schon weiterhelfen.

Bald darauf saß er auf seinem Parkettplatz und fand das Theater und das spärlich erscheinende Publikum recht ernüchternd.

Dann ging der Vorhang auf. Zunächst war die Liesel gar nicht zu sehen. Und das war gut. So viel Dummes und unanständiges Zeug wurde da geschwatzt und von einer Idee und vom Aufbau des Dramas, um die Friedo Frerkson so leidenschaftlich gerungen hatte, war gar nichts zu spüren. Aber zuletzt, als der alte Kommerzienrat ganz vertroddelt war und eine Pflegerin suchte, hüpfte die Li auf die Bühne und ließ sich von ihm adoptieren, von seinem Sohne heiraten und von einem russischen Verehrer weiterlieben. Und ahnte nicht, daß ihre sogenannte Kunst Friedo Frerkson eine bittere Enttäuschung war.

Er wußte von Natur aus, was echt und gut war, und sein junges, reines Leben, sein Ringen und Arbeiten hatten ihm weitergeholfen. Und dies war alles Unwahrheit, Ungunst, Geschwätz und Schmutz. Und so wollten sie sein Drama spielen, — so sollte klein und häßlich gemacht werden, was ihm groß und heilig war? —

— Nein, er wollte es ihnen nicht ausliefern. Und die Liesel sollte die Prinzessin nicht spielen, — die Prinzessin, die ihm alles bedeutete, was schön und rein war.

Da stand Friedo Frerkson auf, noch ehe das Stück zu Ende gespielt war, ließ sich Mantel und Hut und seine bescheidene Reisetasche geben, ging gradaus zum Bahnhof und fuhr vierter Klasse im Bummelzug heim. — — — — — — — — — — — —

Rauhreif

Wald, — die zarten, weißen Schleier,
Welche Baum und Strauch umweben,
Lassen mich in stiller Feier
Andachtsvoll vor Gott erbeben.
Sieh', — in deinem lichten Raume
Kühlet sich zwiespältig Sinnen,
Weil in dieser wahren Schönheit
Kindheitsträume Fäden spinnen.

Martha Heubach-Trimborn

ÄRZTLICHE RUNDSCHAU.

Zehn Gebote für Herzkranke.

Von Dr. med. E. Möller.

Du darfst dein krankes Herz nicht zum Mittelpunkt der Beachtung machen. Hinlenken der Aufmerksamkeit stört stets den zweckmäßigen Ablauf automatisch gesteuerter Körpertätigkeiten.

Hüte dich vor den falschen Propheten, den Kurpfuschern, Besserwissern, fanatischen Gesundheitsaposteln.

Ausreichender ruhiger Schlaf ist das beste Erholungsmittel für das Herz. Störe nicht den Schlaf durch abendliche Erregungen.

Jede Verstimmung, jede Heftigkeit ist sehr schädlich für das Herz. Selbsterziehung zu gleichmäßiger, gemessen froher Geisteseinstellung ist ein wichtiges Gebot. Den ärztlich erlaubten Lebensgenuß lasse Dir nicht verkümmern.

Vermeide körperliche Ueberanstrengungen. — Beachte die Warnungszeichen: Kurzatmigkeit, Herzpochen.

Vorsichtige Mäßigkeit ist nötig im Gebrauch von Genußmitteln. Nikotin ist äußerst gefährlich für das Herz. Coffein bewirkt eine starke Herzerregung, die vermieden werden muß. Konzentrierte Spirituosen, junge oder erhitzende Weine, übermäßiger Genuß alkoholhaltiger Getränke sind schädlich.

Du sollst nicht aus Rücksichtnahme auf dein Herz zum Tagedieb werden, Schonung ist nötig, aber auch richtig bemessene Uebung, sonst wird das ungenügend betätigte Herz immer leistungsunfähiger. Herzübung ist aber nur unter ärztlicher Beobachtung zulässig.

Hüte dich vor der Lüge der Selbsttäuschung. Bei Störungen des Wohlbefindens und regelmäßig etwa alle drei Monate soll vorsichtshalber eine objektive ärztliche Kontrolle stattfinden.

Alle Leidenschaften, alle Erregungen im Genußleben sind schädlich.

Aufreibende geistige Tätigkeit, gepeitscht durch Habsucht, Ehrgeiz, Herrschsucht, Erfolgsjagen, verkürzt die Lebensdauer und somit die Summe des Lebenserfolges, die bei vernünftigem Verhalten auch einem Kranken oft in sehr reichem Maße beschieden ist.

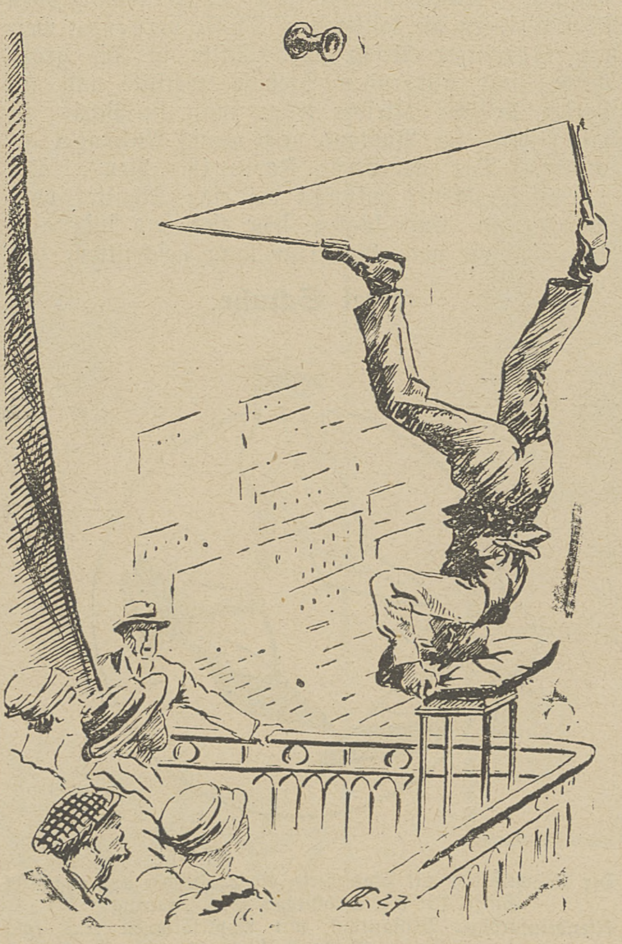
Das große Sterben vergangener Jahrhunderte.

„Kontagion", zu deutsch Ansteckung, so nannten die Leute alter Zeiten jene Jahre, in denen die Pest im Lande wütete. — — Wie nachhaltig dieses Ereignis im Gedächtnis der Ueberlebenden blieb, zeigt der Umstand, daß der Chronist gewisse Vorkommnisse nach der Zeitrechnung des Kontagions bestimmt und viele in Stein oder Metall gegrabenen Inschriften deuten auf jene furchtbaren Jahre hin. Man sah die Seuche als ein Gottesgericht an und vor ihr gab es auch tatsächlich kein Entrinnen in die Wälder, die Sümpfe, die festen Städte. Wie gering die Verluste an Menschenleben damaliger Kriege waren gegenüber denen, die durch Pestilenz entstanden, läßt folgende Gegenüberstellung erkennen. Im Russeneinfall 1757 kamen in einem kleineren Kirchspiel Ostpreußens durch Kriegsgreuel etwa 15 Menschen ums Leben. Die Pestilenzjahre 1709 bis 1711 entvölkerten die Gemeinde derart, daß von ca. 2000 Seelen nur etwa ein Drittel übrig blieb. Am ärgsten wütete die Kontagion in diesen Schreckensjahren in der Provinz Ostpreußen in den Hauptämtern Insterburg und Ragnit. Die alten Kirchenbücher geben für jene Zeit, als es noch keine standesamtlichen Eintragungen gab, über Vieles wertvolle Unterlagen. Auch die Abrechnungen der kirchlichen Kassen über Einnahmen und Ausgaben lassen indirekt eine Menge Schlüsse zu. So ging z. B. in einem ländlichen Kirchspiel jener Gebietsteile der Ertrag des Klingsäckels von 130 auf 50 Mark im Jahre zurück „wegen eingefallener Pest". Gerade in letzterem Ausdruck des Schreibers liegt die ganze furchtbare Wucht und Plötzlichkeit der Kontagion. Ferner berichtet derselbe: „Die Zahl der Leichen, für welche geläutet wurde, betrug nur 81, (also einen Bruchteil vom Ganzen), die übrigen wurden „still" begraben. Wahrscheinlich wollte man durch das viele Läuten die Menschen nicht noch mehr in Schrecken setzen. Im folgenden Jahre wird das Heruntergehen der Läutegebührnisse auf 25 Mark dahin erklärt, daß „dazumalen die größte Kontagion gewesen und das Volk aus den Dörfern zur Kirche, auch in die öffentlichen Versammlungen, aus Furcht angesteckt zu werden, nicht kommen durfte. Nur für 8 Leichen kam Glockengeld ein; die übrigen über einenhalb tausend sind von den Pestleuten ohne Geläut und Zeremonien eingegraben. Die Zahl der Abendmahlsbesucher ging nach der Zahl der gekauften Oblaten (Hostien) von 2400 auf 1400 zurück. Dabei bemerkt der zeitige Ortsgeistliche, daß die Gemeinde noch im ganzen glimpflich davongekommen sei, „alldieweil nur 26 Hufen (über 1700 Morgen) wüst geblieben wären." Immerhin hätten, so bemerkt er, auch diese genügt, daß die Ueberlebenden nach Belieben zugreifen und sich passende Aecker aussuchen konnten. Noch heute existiert in jener Landkirche eine alte, ehemals in Samt gebundene, silberplattierte Agende, das Geschenk einer Witwe, auf deren erster Seite folgende Widmung zu lesen ist: „Diese Agende hat aus wahrer Demut und Liebe gegen Gott, zeitwährender Kontagion, wo ich nah dem Grabesrand gekommen, aber mit Gottes Hilfe wiedergenesen, geschenket.... Edzuite Tiessen, Wittib, Anno 1710. — —

Jahrzehnte, Jahrhunderte sind seit den Zeiten jener furchtbaren Ansteckungen vergangen. Das Wort „Pest" ist uns ein geschichtlicher Begriff geworden. Gesteigerte Hygiene, Reinlichkeitsvorschriften und Reinlichkeitsstreben haben zusammen mit den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft wohl für immer den Schreckensruf „Pest im Lande" gebannt.

O. F. Rosinski.

Ein seltsames Akrobatenkunststück



bietet der Variete-Künstler Darling den Besuchern des Eiffelturms. Er spielt, auf dem Kopfe stehend, mit den Füßen in der Luft Diabolo, und zwar auf dem zweiten Absatz des Turmes.

Abhärtung.

Mit dem Winter nahen auch wieder die guten Ratschläge, wie man sich vor Kälte und Frost schützen kann. Der nachstehende Bericht der bekannten Tibetforscherin Alexandra David-Neel soll zwar nicht zur Nachahmung der geschilderten Gebräuche reizen, wohl aber dürfte er allseitiges Interesse erwecken: „Tumo" nennen die Tibetaner eine Art Selbsthypnose, durch die sie sich gegen die strengste Kälte unempfindlich machen. — Diese „Wissenschaft" ist das Vorrecht der Priester und Studierenden; die übrige Bevölkerung hat den Schutz nicht so nötig, für sie bildet der Schmutz einer nie gewaschenen Haut das beste Isoliermittel. Eine harte Lehrzeit bereitet die Tumo-Kandidaten erst auf die Prüfung vor. Irgend welche Kleidung aus Wolle oder Pelz zu tragen, ist ihnen verboten; ebenso wenig dürfen sie sich bei der großen Kälte an ein Feuer setzen. Sie hocken, nur dünn bekleidet, vor einem Aschenhaufen auf der Erde und versuchen sich einzubilden, daß unter der Asche ein Feuer glüht; dann beginnen sie eine Reihe von Atemübungen, bei denen sie den Atem immer länger anzuhalten haben. So dauert es nicht lange, bis sie die Wärme des eingebildeten Feuers zu spüren glauben. Die Selbsteinbildung ist so stark, daß der Körper des Kandidaten trotz der umgebenden Kälte seine natürliche Temperatur behält und noch Wärme ausstrahlt. Wie groß dieses Körperhitze sein muß, zeigt folgendes Experiment, das während der Prüfung auszuführen ist: Ein Tuch wird in eiskaltes Wasser getaucht und dann um den nackten Leib des Tibetaners gewickelt; in kurzer Zeit muß die Körperwärme das Tuch getrocknet haben, ohne daß es etwa in der Kälte steif friert. Diese Prüfungen finden in Mondnächten statt; wer in dieser Zeit die meisten Tücher getrocknet hat, gilt als Primus. Dreifaches Tüchertrocknen ist die Mindestforderung; manche Leute sollen es zu 40 gebracht haben, wofür sie eine besondere Auszeichnung erhalten. — Bei uns gilt es als die stärkste Probe eines abgehärteten Körpers, wenn jemand im Winter im Freien badet und sich dazu erst ein Loch ins Eis hacken muß. Die Tumo-Anhänger betrachten ein solches Bad als Selbstverständlichkeit. Frau David-Neel will auch an den Nordabhängen des Himalaya Mönche angetroffen haben, die den langen Tibetwinter über nichts anderes tragen als ein Baumwollhemd. Eigentlich könnte man eine Expedition solcher Tibetaner mit der Erforschung der Polargebiete beauftragen.



Eine der berühmtesten Wissenschaftlerinnen, Marie Curie, geborene Sklodowska, beging kürzlich ihren 60. Geburtstag. Aus Warschau gebürtig, arbeitete sie Ende des vergangenen Jahrhunderts in Paris im Laboratorium des Professors Becquerel und gewann alsdann an ihrem späteren Gatten Pierre Curie einen Mitarbeiter, mit dem gemeinsam es ihr gelang, in mühsamen chemischen Untersuchungen einige noch vollkommen neue Grundstoffe, das Radium, das zu Ehren der Heimat Frau Curies benannte Polonium und das Aktinium zu entdecken. Damit war der Naturforschung ein ganz neues Feld eröffnet. Die Entdeckerin ist der einziger Forscher, dem zweimal der Nobelpreis verliehen wurde, sowohl für Chemie wie für Physik, das erstemal 1903 gemeinsam mit ihrem Gatten, das zweitemal 1911. Im Jahre 1906, nach dem Tode ihres Gatten, wurde sie seine Nachfolgerin im Lehramt an der Sorbonne. Die Ehren, die die gesamte wissenschaftliche Welt Frau Curie zollt, sind wohl verdient, denn ihrem Fleiß, ihrer genauen Beobachtung und ihrer ausdauernden Beharrlichkeit ist ein völliger Umsturz in der neuen Naturerkenntnis zu verdanken.

MODE VOM TAGE.

Diesjährige Pelze.

Pelz nimmt einen so breiten Raum in dem augenblicklichen Modebild ein, wie noch in keiner Saison vorher. Die Losung heißt: Pelz am Straßenanzug der Dame vom Hut angefangen bis zur Pelzverbrämung der Ueberschuhe. Pelz am Hauskleid, Pelz für Nachmittags- und Abendtoilette. Man ist erfreulicherweise wieder etwas von den allzubilligen Imitationen abgekommen und wendet sich, wenn man nicht in der Lage ist, überhaupt echte Felle zu tragen, mehr den wirklich guten Imitationen zu, die vom Edelpelz nicht leicht zu unterscheiden sind.

Für den Mantel wählt man in diesem Jahre gern Persianer, vorwiegend schwarz, zuweilen auch grau oder braun und stattet ihn reich mit andersartigen Fellen an Kragen und Manschetten aus, z. B. Hermelin, Chinchilla, Nerz u. a. Den recht kostbaren Breitschwanzmantel sieht man aus naheliegenden Gründen verhältnismäßig selten, auch Nerzmäntel sind stets Privilegien einzelner eleganter Frauen, doch bietet Murmel und Pechanski vollwertigen Ersatz. Der sehr widerstandsfähige Naturbisammantel wird gern in den für ihn bezeichnenden Schrägstreifen verarbeitet, wie überhaupt die augenblickliche Mode maulwurfartige Zusammensetzungen liebt. Den Rekord an Verbreitung, und, man möchte fast sagen, an Kleidsamkeit, hält indessen unentwegt der schwarze Sealmantel, der, sofern es sich um keine billige Imitation handelt, sondern um erstrangige Felle, sehr vornehm wirkt. Der graziöse, schmiegsame Fehmantel bleibt im allgemeinen der jüngeren, schlanken Frau vorbehalten.

Für die Sport- und Laufjacke tauchen wieder Wildkatzen- und Leopardenfelle auf, die man mit stark kontrastierenden langhaarigen harten Fellen besetzt, kanadischem Fuchs, Waschbär, australischem Opossum und ähnlichem,. Auch geschorenes Lammfell und Fohlen werden gern für diesen Jackentyp verwendet und eine neue Nutriaimitation. Nutria jaré, die mit elegantem Aussehen eine ziemliche Dauerhaftigkeit verbinden soll.

Bei den Besatzpelzen macht sich eine entschiedene Vorliebe für blonde und braune Felle bemerkbar. Neben den hinlänglich bekannten finden zwei neue, recht gut aussehende Imitationen, Biberon und Cervalkatze für Kostüme und Mäntel aus Shetlandwolle und anderen englischen Stoffen sportmäßigen Charakters, viel Beachtung, ohne es indessen auch nur entfernt mit der Beliebtheit des Fuchses aufnehmen zu können. Füchse jeder Art, jeder Größe, von dem distinguierten Blaufuchs angefangen bis zu den bescheidensten Fuchsimitationen finden Verwendung: sie werden in dieser Saison als ganze Tiere auf Mantel oder Kostüme fest aufgearbeitet in der Art, daß der Kopf auf der einen Seite des Kragens liegt, während das übrige Fell lang heruntergeht und den Anzug über die Taille hinaus einfaßt. Auch das Nachmittags- und das kleine Abendkleid ergänzen wundervolle Exemplare von Fuchs, Wolf und Luchs.

Im übrigen brachte uns, ziemlich überraschend, dieser Herbst die Stola wieder, die von der mondänen Frau zunächst nur im Hause und zur Abendtoilette getragen wird. Diese neue Stola ist sehr lang und so breit, daß sie im Rücken die Taille erreicht. Indessen dürfte sie kaum ihre frühere Beliebtheit wiedererlangen, da die Frauen für diese preziöse Eleganz ausgestorben scheinen und ganz besonders, da die schwere Stola, selbst wenn sie mit sehr viel Grazie getragen wird, nicht recht in Einklang mit der tändelnden Leichtigkeit der diesjährigen Toiletten zu bringen ist.

Auch der Muff macht schüchterne Versuche, wieder in Gunst zu gelangen. Die Modehäuser zeigen alle bekannten Typen, die Sack-, Kissen- und Tonnenform, nur für die sehr kleinen Muffs scheint keine Neigung zu bestehen.

Außerordentlich hübsch und kleidsam sind die modernen Pelzhüte und -kappen, für die die augenblickliche Mode der kleinen und kleinsten Formen wie geschaffen scheint. Selbstverständlich sind es nur weiche, kurzhaarige Felle, die hier Verwendung finden.

Pelzmäntel.



Sealkanin-Mantel mit Bluettebesatz. Zweifarbig gearbeitete Mäntel, weich, mit langhaarigen Pelzen verbrämt, sind in diesem Winter sehr beliebt.

Seglkanin-Mantel, reflexartig verarbeitet. Ein flotter, fescher Mantel; die Mode betont bei den neuen Modellen gern lebhafte Musterungen.

Not. Bisamwammen-Mantel In seiner Wirkung dem Feh ähnlich, von der Mode sehr bevorzugt.

Bueno-Breitschwanz-Mantel, platinfarbig. Das flache, breitschwanzartige und glänzende Fell ist in der schlanken Form von überraschender Wirkung

Französische Abendkleider.

(Nachdruck verboten).

Nicht, daß die Abendkleider aus Frankreich stammen müssen, soll mit „französischen Kleidern" gesagt sein; diese Bezeichnung kommt, im Gegensatz zu den englischen tailor-made-Kleidern für den Vormittag, nur für leicht und duftig gearbeitete Kleider in Betracht. Man unterscheidet hierbei auch verschiedene Typen: das kleine und das große Abendkleid, das Tanz- und Teekleid.

Das letztere ist aus weniger anspruchsvollen Stoffen und nur mit einem kleinen Ausschnitt gearbeitet, während zu den Tanz- und großen Abendkleidern die kostbarsten Stoffe verwendet werden. Schwarzer Atlas oder Satin ist die große Mode; mit glitzernden Steinen übersäte und mit Perlen bestickte Kleider trägt man in Paris; sie haben indes im Ausland noch wenig Anhänger gefunden. Die beliebteste Farbe ist „bleu". Der neueste Ausschnitt entblößt die eine Schulter vollständig und läuft hinten sehr tief und spitz aus. Der Rock ist nach hinten so lang geschnitten, daß er fast den Boden berührt, vorn noch ziemlich kurz. Der Rock wird sogar vorn noch kürzer gehalten als üblich, dann mit einer breiten Spitze oder Tüllansatz verlängert, die dazu beitragen sollen, das Auge allmählich an den Anblick der langen Kleider zu gewöhnen. Diese verlängernden, durchsichtigen Rockansätze findet man auch an den kleinen Abend- und Teekleidern; ebenso wirkt das sehr beliebte Stilkleid in dieser Art recht eigenartig. Bei den Stilkleidern ist das Leibchen ganz glatt, in der Taillenlinie leicht angehalten; ein ungleichmäßiger Rock ist angeschnitten, an dem eine leichte Spitze angesetzt ist, durch welche die leichte flatternde Linie gut charakterisiert wird. — Seitwärts an das Mieder drappiert ist eine sehr breite, doppelte Schleife mit langen Enden aus Stoff. Dieses Kleid, in allen Stoffarten variiert, bildet die durchgehende Modeneuheit des Winters und wird sicher überall gut aufgenommen. Nicht für jede Dame ist das breithüftige Stilkleid vorteilhaft; die starke und kleine Dame soll sich vorsehen, da sie dann leicht noch stärker und kleiner erscheint. Die sportliche, schlanke Figur mit der dünnen Wespentaille, die ohne Einschnürung ganz natürlich ist, kann derartige, verbreiternde Kleider indes sehr gut tragen, da sie für sie geschaffen sind.

Daneben werden in gerader Linie fallende Kleider aus den kostbarsten Stoffen, nur seitwärts gerafft und auf der einen Hüfte mit einer großen, glitzernden Schnalle zusammengehalten, getragen. Die Steine sind meistens nicht echt, dafür aber stets die Fassung! Schwarz, Weiß, Lachsrosa, Nilgrün, Hellgelb sind die Modefarben des Winters! Seitwärts geraffte Kleider mit ungleich geschnittenem Rock, dessen Zipfel fast die Erde berühren, ausgebogte Röcke, die dreiteilig übereinander fallen, auch durch eine hoch herauf gestickte Schürze vorn abwechslungsreicher gestaltet, sind typisch für das anspruchslosere kleine Abend- und Nachmittagskleid. Der Reiz dieser Kleider liegt in der Wahl der Farben und des Stoffes. Eine ganze Anzahl dieser Kleider erscheint zuerst ganz einfach und wird erst durch die komplizierte Verarbeitung kostbar und elegant. Die vielfach in Muster zerschnittene und wieder kunstvoll zusammengesetzte Crêpes satins können nur große Schneider richtig verarbeiten. Das Tanzkleid wird durch die Verschiedenheit seiner Volants und Stoffarten erst interessant; drei- und mehrfach übereinander fallende Vollants aus Crêpes oder Tüll und Spitzen, dazu ein Samt- oder glänzendes Atlasleibchen, erhalten noch durch die Verschiedenheit der Farben einen besonderen Reiz.

A. B.

Drei Schuhe.



Der Knöchelstiefel mit Manschette, ein praktischer und eleganter Stiefel für den herbstlichen Straßenanzug.

Elfenbeinfarbiger Brillantlack mit Applikationen aus rosa Brillantlack.

Schwarzer Atlas-Spangenschuh mit effektvoller, außenseitiger Stahlstrickerei.

Wir gehen aus . . .

Mit dem „weggeschnittenen Rock" in die Saison.

(Nachdruck verboten).

Selbstverständlich gehen wir aus — denn alle anderen tun es auch. Man trifft sich, man bewundert einander, zieht über Abwesende her, hört mehr oder (meistens) weniger gute Musik, den neuesten Klatsch, die wildesten Gerüchte aus Politik und Gesellschaft — und nennt das ganze Durcheinander: die Saison. Für den einen ist es ein Sprungbrett zu guten Beziehungen, für den anderen der plätschernde Quell oder Langeweile. Aber entziehen kann man sich dem nicht. Und zum Schluß ist man abgehetzt, krank, kurortreif — und, ach, so manches holde Wesen trägt gar bittere Enttäuschungen aus den Schlachten des Winters mit heim...

Das sind die geselligen Freuden des Winters — der Saison!

Das Wichtigste bei all diesem ist die Frage: Was zieht „man" an — oder nicht an. Für den Herrn ist sie, soweit sie sich auf ihn selbst bezieht, einfach gelöst. Für die Dame soll es immer gerade das sein, was andere eben nicht anhaben. Es ist also nicht nur die Lösung einer weitverzweigten sozialen Frage, sondern auch einfach eine Notwendigkeit der Existenzberechtigung des gesellschaftlichen Zeitgenossen, daß viele, viele Männlein und Fräulein tagaus, tagein damit beschäftigt sind, sich die Köpfe zu zerbrechen darüber, was eine kapriziöse Dame von Welt bei den ungezählten Abarten von Veranstaltungen zwischen Herbst und Frühling — nicht anzieht. Für die Dame selbst ist es eine Hetze den ganzen Tag im Trepp-auf, Treppab, über Masseure, Friseuse, Modistin, Schneiderin und eine Armee anderer Leute. Was dabei herauskommt, ist ein meistens durch höfliche Boten gebrachtes Brieschen, in dem ein rätselhafter Seidenrest schlummert, das erst durch die beifolgende Rechnung glaubwürdig als „das neue Abendkleid" ausgewiesen wird. Doch da eine ganze Armee von fleißigen Menschlein den Nachmittag damit zugebracht haben, auch noch ein übriges zu tun, so steht dennoch abends ein komplettes Meisterstück der Schöpfung unter schimmernden Lichtern...

Man hat in den letzten Jahren verkündet, der Frack, die Zwangsmaschine für den Herrn, werde nun endlich absterben, zum mindesten auf den geringeren Umfang des Smokings. Die rundlichen Herren im gesetzten Alter bekamen begreiflicherweise wieder Mut und lernten Charleston und Black Bottom; doch auch manch anderer Adonis war der Aussichten zufrieden. Nun scheint es aber doch, als hätte man sich getäuscht. In der guten Gesellschaft der Großstadt scheint erneut eine Frackbewegung im Anwachsen zu sein, um den Antifrackisten gefährlich zu werden. Bei abendlichen Veranstaltungen, auch in der Oper, sieht man den Frack schon wieder häufiger. Die Herren wollen es sich doch wohl nicht nachsagen lassen, daß es für ein paar Rockschöße nicht mehr reicht.

Der Smoking, in den letzten Jahren schon stark bevorzugt, erschien freilich auch bei sehr vielen Anlässen schon recht wahllos. Sogar vormittags sah man Menschen zu irgendwelchen kleinen Begebenheiten im Smoking eilen, und diese Verallgemeinerung dürfte diesem sonst recht bequemen und kleidsamen Inventar etwas Abbruch getan haben.

Anfängern übrigens ein paar Fingerzeige! Manche Leute haben etwas gegen die weiße Weste. Beim Frack sollte man sie abends nur tragen; aber man soll ihr eine diskrete Rolle zuweisen. Seidene oder „garnierte" Westen wirken meistens geschmacklos. Die Weste beim Smoking ist dagegen ausnahmslos schwarz.

Im Theater sollte man nur im Smoking (oder im Frack) erscheinen. Man hatte sich daran gewöhnt, zum Theater sich leger anzuziehen, und es waren durchaus nicht immer die „Olympier", die vereinzelt sogar in Wadenstrümpfen erschienen, vom hellen Anzug ganz zu schweigen. — Langsam scheint man aber in dieser Saison zu der bewährten Tradition zurückzukehren, auch den Theaterbesuch als gesellschaftliche Angelegenheit zu betrachten. — man sieht wieder in Scharen gut angezogene Männer.

Unsterblich — wohl, weil oft totgesagt — ist der „Cut", der auch weiterhin für den gesellschaftlichen Tagesdienst die formelle Kleidung ist. Und gerade mit ihm, dem würdigen, sich allem anpassenden Schwenker, erlebt man in dieser Saison nahezu eine Sensation. Niemand wird vermutet haben, daß der Reichspräsident von Hindenburg auch eine Mode einmal kreieren würde. Freilich handelt es sich hier richtiger um eine — und da ist der deutsche Reichspräsident schon zuständig — „Amtsbezeichnung". Der „Cut" als solcher ist damit dieser Tage doch zu Grabe getragen worden. Im Bureau des Reichspräsidenten hat man ihn jetzt still abgebaut. Als die dazu Auserwählten kürzlich eine Einladung des Reichspräsidenten zum Tee in der Hand hielten, lasen sie erstaunt, daß die Herren gebeten wurden, im „weggeschnittenen Rock" zu erscheinen. Da gab's denn ein Fragen und Rätselraten, und wer ein wenig Beziehungen zum Fernsprechanschluß des Büreaus in der Wilhelmstraße hatte, nahm sich ein Herz und fragte bescheiden flüsternd an — — und da erfuhr man denn, daß der weggeschnittene Rock nichts anderes sei, als der bisherige Cutaway.

Die Damen freuten sich, daß sie einmal wieder der Mode voran waren. Denn den weggeschnittenen Rock — den haben sie ja schon lange...

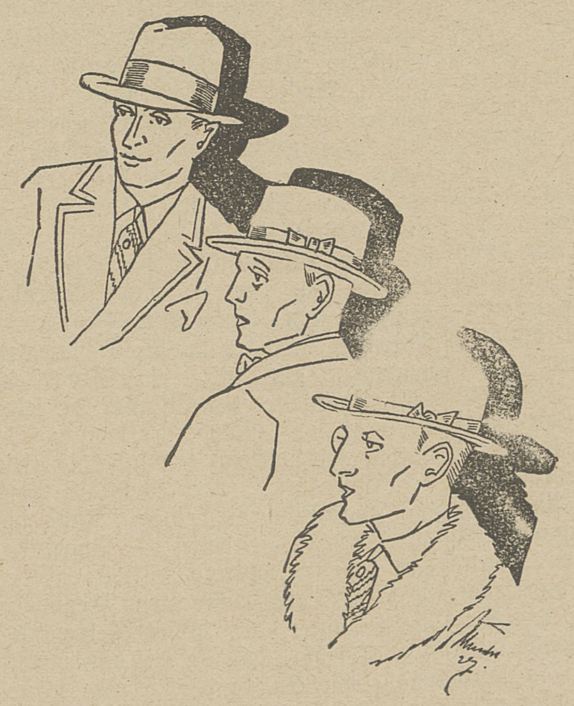
Wir aber nehmen als gute Staatsbürger Abschied vom „Cut" und bekennen uns zum — weggeschnittenen Rock! Hans West.

Der Brummbär.

(Nachdruck verboten).

Wuhls haben sich, immer mal wieder, gezankt. Frau Wuhl will einlenken und sagt zärtlich: „Du bist doch ein richtiger Brummbär, Max." „Wenn ich ein Brummbär wäre, so hättest du mir schon längst das Fell über die Ohren gezogen und dir einen Pelzmantel daraus machen lassen." erwidert unversöhnlich Wuhl.

Die geschmackvolle Kopfbedeckung für den Herrn.



Für das Wochenende. Für Tanztee und Promenade. Für den Abendanzug.



JAGD.

Vom Leben und Sterben eines Waldfreiherrn.

Von Wilhelm Hochgreve.

König des Waldes ist der Hirsch, Raubgraf der Wanderfalk, Freibeuter der Fuchs, Freiherr der Rehbock, der alte, der schon siebenmal den Klee blühen sah, sechsmal die Liebe lodern fühlte. In einem vergessenen Steinbruch, dessen Rückwand sich hoch bis zum Scheitel des Buchenberges türmt, war sein Stand. Da saß er tagelang in dem wilden, Mensch und Hund jeglichen Zugang wehrenden Geschling von Wildrosen, Brombeeren, Dornbüschen und Waldreben im sicheren Bett. Drei Jahre schon war dieser alte Grauwackenbruch der Hort seines Lebens für die lange Tageszeit gewesen, sicherer als die große Fichtendickung. Mit ein paar hohen Fluchten überfiel er den Verhau und schnellte von Lücke zu Lücke, die der Zufall oder der Druck von Schneemassen schuf, bis an die Stelle, wo der Wind ein Feldahorn pflanzte und einige Fichten säte. Außer von den Vögeln, den Waldmäusen, den Wieseln und dem Igel bekam der Freiherr in dieser Fels- und Dornenburg keinen Besuch, denn alle anderen Rehe meiden das Innere des Hages, und selbst Weißwange, die Dächsin, deren Großvater zusammen mit dem Winde und den Vögeln diese Wildnis schuf, zerzauste sich in dem Stachelzeug nur einmal ihre Schwarte. Danach trabte sie nur noch um das unholde Buschzeug herum und ließ den Felsenmutterbau, der früher manchen Jungdachs sah, veröden. Auch die Familie Reinecke umschnürte im Bogen das Reich des Freiherrn mit dem wuchtigen Sechsergehörn, weil sie ihr Rothaar lieber auf dem Balge als in den Dornen des Gestrüpps wußte. So hausten also neben ihm nur die Vögel und allerhand Kleingetier, dazu in den Nischen und auf den Vorsprüngen der steilen Rückwand der Raubgraf Blitz von der Klippe, der Wanderfalk, und im späten Abenddämmern gab ihm aus dem Felsenspalt Glupsauge, der Steinkauz, das Zeichen zum Austritt auf den großen Hai. —

Geborgen war hier der Freiherr, und darum brachte er es zum stärksten Sechsergehörn in der Runde, während alle anderen rings umher im dritten bis fünften Jahre fielen. Sechser ist Sechser, sagt der Schießer und knallt drauf los, und dem Schlächter sind auch Spießbock und Gabler als Beute sehr willkommen. Der Waldfreiherr hörte wohl schon zum zehnten Male die Kugeln pfeifen und zum zehnten Male in dem Nachbarrevier, wo der Schinder Pächter war, das Prasseln von Schroten, als er erst seine drei Jahre hinter sich hatte. Mehr als einmal wurde er auch im Monat der Rehliebe verblattet. Das alles stimmte ihn behutsam, bis er im alten Steinbruch am Tage Ruhe und Sicherheit fand. Nachts aber hütete ihn das Dunkel. Denn vor dem zehnten Eulenrufe trat er nicht aus und dann immer erst auf den Hai, wenn dort schon Wild stand, und erst um Mitternacht zog er für zwei Stunden auf die Felder, um sich an den Leckereien zu äsen, die ihm der Wald nicht bot. Aber nur zwei Stunden! Und so hätte den Alten die letzten drei Jahre kein Mensch zu Gesicht bekommen, wenn nicht die Liebe einmal im Jahre das Blut vergiftet und den Verstand verdorben hätte. Dann kam er auch am Tage aus seinem Dornenversteck, wenn auch mit größter Vorsicht, zum Vorschein, windete immer wieder die Luft ab, ließ bei dem kleinsten Geräusch, im Ziehen einhaltend, die feinnervigen Lauscher spielen. Es war Tag, und an allen Ecken lauerte Gefahr. Mancher gute und mancher schlechte Jäger sah ihn dann wohl durch die Stangen ziehen, die sein Blatt gegen sicheren Schuß deckten, oder er sauste hinter seinem Nebenbuhler oder einer Spröden her. In diesen Tagen der Dummheit hütete ihn neben seiner Vorsicht, die er noch zur Hälfte aus dem Dornverhau im Steinbruche mitbrachte, doch meist der Zufall oder das Staunen, das die lauernden Jäger beim Anblick dieses „klotzigen“ Bockes lähmte oder ins Tattern versetzte.

Wieder wurde im Hai das hohe Schmielengras gelb und golden an den Tagen, da die Sonne verschwenderisch ihre Strahlenflut über Wald und Wiese ergoß. Wieder blühte des Hochsommers schönste Wildblume, der in Blau und Gelb getauchte Wachtelweizen. Auf den Waldblößen eiferte das liebliche Weidenröschen mit dem Rot mannshoher Walddisteln, tanzten Bläulinge und Perlfalter neben Pfauenaugen, Admirälen und Weißlingen sommer- und sonnenfroh über der Farbenglut der Blumenpracht. Wieder kitzelte das heiße Blut der Liebeslust den alten Sechser im Bruche. Angeregt spielten seine Lauscher, wenn ein Bussard beinahe wie ein Schmalreh lockte. Hoch fuhr er aus dem Bette unter den schattenden Fichten, sobald das bocksuchende Piepsen eines Rehes über den Steinbruch hinzitterte. Aber er drückte sich in die Fichten oder stand, die Sehnen der stählernen Läufe zur Fluchtbereitschaft gespannt, als das Warnen eines Hähers die müde Stille des gleißenden Endjulitages durchschreckte. Dann ward es wieder ruhig rings umher, und plötzlich schmeichelte echtes rechtes Rehgefiep herüber. Da fuhr der Alte hoch aus dem Bett, und schnellte heraus aus dem Dorn- und Rankengewirr. Ein kurzes Sichern und Winden, und mit tiefem Geäse fand er die Brunftfährte der Schönen und dann sie selbst. Sie gab sich nicht gleich, sie ließ sich treiben, und wild ging die Liebeshatz, Halme knickend und Fallholz brechend, über den blumenbunten, schmielenblonden Hai. Ueber dem toten Fichtenreisig des Hochsitzes am Rande der Hauung folgte die Mündung der Mauserbüchse, die dort schon seit dem Mittag auf der Lauer lag, dem Blatte des Bockes. Jede Fluchtlänge, jeden Satz über Erdwellen und Baumstümpfe, jede Wendung um vergessene, verrottende Wasenhaufen machte sie gierig mit. Aber der Bock kam nicht zum Stehen, weil das Schmalreh nicht stehen wollte, und hätte er auch breit wie eine Scheibe gestanden, das Geschoß hätte sein Ziel verfehlt. Die Pulse und die Schlagadern des Jägers hämmerten so laut, daß der das Keuchen des treibenden Bockes nicht hörte, und so heftig, daß er die Büchsmündung kreisen ließ, beinahe wie die Kuh den Schwanz, an dem die Bremden hängen. So ein Bock, nein, so ein Bock! Der war noch schwerer als der in der vorigen Blattzeit, den er damals verblattete, und darum unterließ er das Blatten hier in diesem Jahre. Es war derselbe Bock wie damals, der Waldfreiherr vom alten Steinbruch, nur etwas stärker im Rosenumfang und schwerer im Gehörn.

Für den Waldfreiherrn schien keine Kugel gegossen. Aber ein Dolch war ihm geschärft. In der Zeit des letzten Aufflackerns der Brunft, am zehnten Tage des Erntemondes, trollte er nach dem Schwinden des Büchsenlichtes dem Haie zu, wo schon einige Rehe ästen. Ein geringer Sechser zog sich achtungsvoll zurück, als er den Alten eräugte. Der machte einer wenig spröden Ricke, die zwei Kietz führte, den Hof. Plötzlich aber preschte der Alte zur Seite und raste gegen den Bock an, der herübergewechselt war aus dem Nachbarrevier. Es war ein erst dreijähriger, aber ein „Mörder“, und heimlich dazu, weil alle Heger hinter ihm her waren. Die linke Stange des weit ausgelegten Gehörns war nur eine Hand breit hoch und hatte kurze Gabelenden, die rechte aber war anderthalb Hände lang hoch, endenlos und spitz wie ein Dolch. Dreimal schon klebte der Todesschweiß guter Böcke an diesem Spieße, und darum waren die Förster im Herrschaftlichen so giftig hinter ihm her. Mit dem stärksten Bocke nahm er es auf, seitdem ihm seine Siege Vertrauen zur Ueberlegenheit seiner Dolchwaffe geschenkt hatten. Frech stand er wie aus den Schmielen herausgeschossen vor dem Waldfreiherrn. Der forsche Angriff des alten kraftstrotzenden Bockes jedoch kam ihm überraschend. — Er wurde über den Haufen gerannt, schnellte aber, dem zweiten Gehörnhieb geschmeidig ausweichend, sofort wieder hoch und ließ den dritten Ansturm auf seinen Stangenspieß aufrennen. Durch das eine Licht bohrte sich die Dolchwaffe des Mörders und stach in Hirn und Leben. In rasendem Schmerz bäumte sich der zu Tode Getroffene jäh empor, den an ihm hängenden Gegner mit hochreißend. Verendet brach er in die Schmielen. Mit Schädelbrummen, als hätte eine Kugel sein Gehörn gefaßt, taumelte der Mörder in sein Revier zurück. Er war als Mörder erledigt; beide Stangen hatten seit diesem Kampfe die gleiche Höhe.

Glupsauge, der Steinkauz vom Bruche, hielt im Jagdflug mit einem Rucke inne und rüttelte über dem Verendeten — lange, dann strich er ab und kam zurück und rüttelte wieder. Erkannte er in dem Toten den alten Freund aus dem Dorngewirr unter der hohen Felswand? —

Um die Zeit, da die bunten Blätter im Herbstwinde wirbeln, fand eine alte Häuslerin vom nächsten Dorfe beim Holzraffen das von Füchsen bis auf die Knochen benagte Gerippe eines Bockes, und einige Schritte daneben den Schädel mit dem nur schwach angefressenen Gehörn. Im Schädel steckte, fest verbohrt, eine fast handlange Stange. Die Alte brachte ihren Fund zum Pächter. Dem zitterten die Hände, als er das wuchtige Stück entgegennahm, und fast stotternd klang seine Frage nach dem wo und wann. Die Alte zog schmunzelnd heim. Auf „soviel“ hatte sie nicht gerechnet. Das Gehörn des Waldfreiherrn aber mit dem Dolch des Mörders im Schädel hat einen Ehrenplatz an der Jagdwand als stummer Zeuge eines mannhaften Kampfes im Walde.

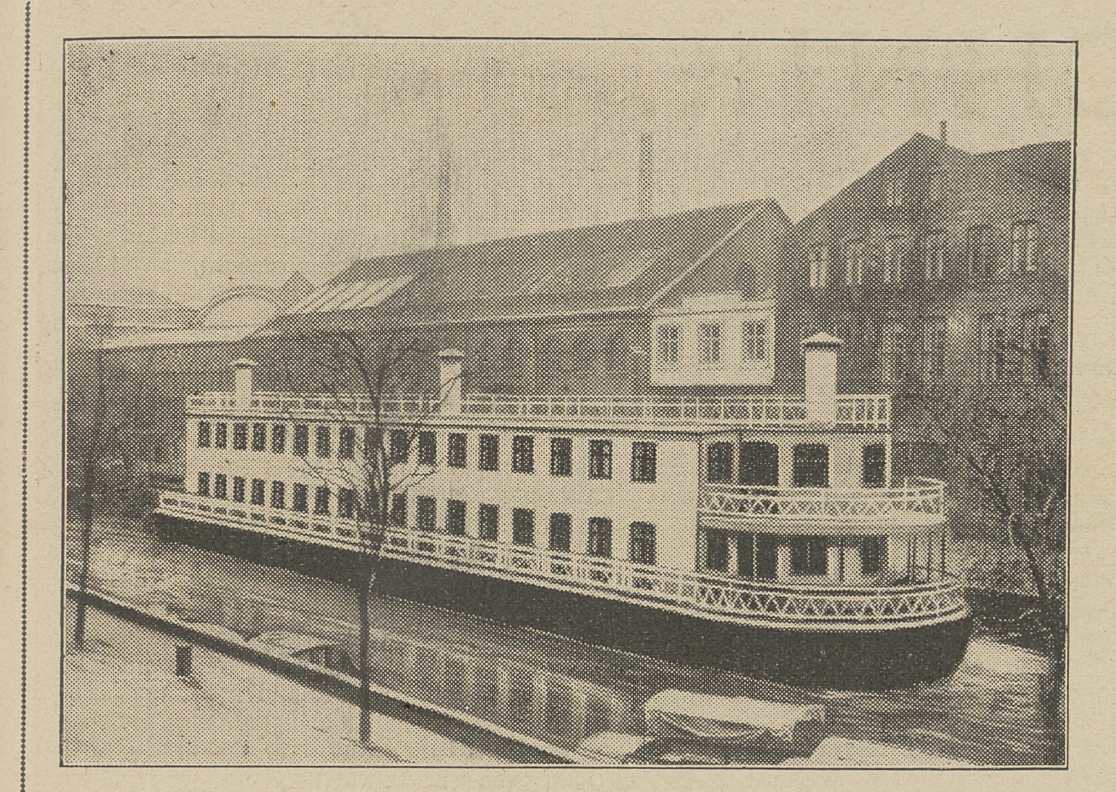
———

Reiche Hasenbeute.



Treibjagd im Spätherbst.





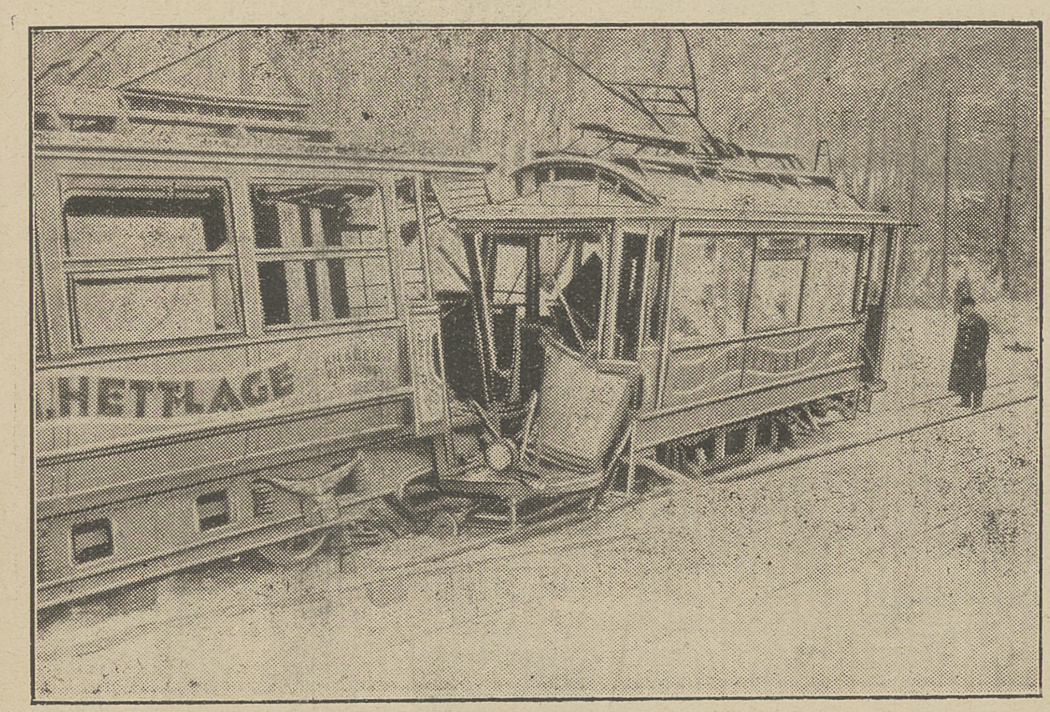
Eine schwimmende Kantine.

Eine Kopenhagener Fabrik hat ein altes ausgedientes Schiff zu einer Kantine für ihre Arbeiter ausgestattet, da die alte in der Fabrik untergebrachte Kantine den Ansprüchen nicht mehr genügte.

Wachsende Spannung auf dem Balkan.



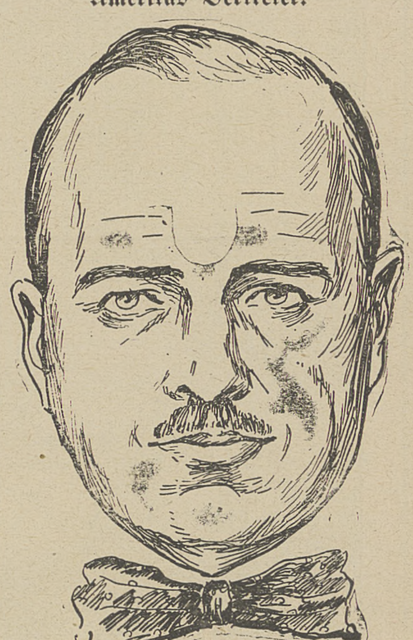
Der Diktator Bratianu ist eines plötzlichen Todes gestorben und damit die Gefahr eines Umsturzes in Rumänien nahe gerückt. Der alte Venizelos ist nach langjähriger Abwesenheit in Athen eingetroffen und Mussolini hat auf den französisch-südslawischen Vertrag mit einem italienisch-albanischen Schutz- und Trutzbündnis geantwortet. In London glaubt man, daß auch Ungarn an diesem Vertrag mit einem Geheimabkommen beteiligt sei.



Schweres Straßenbahnunglück in Kassel — 14 Verletzte.

Auf der Kasseler Straßenbahn, die bereits im Mai von einem schweren Unglück betroffen wurde, ereignete sich ein neues Unglück. Ein Wagen der Herkules Privatbahn kam infolge Glatteis ins Gleiten, fuhr trotz angezogener Bremsen mit höchster Geschwindigkeit talabwärts und stieß auf einen mit Wintersportlern gefüllten Wagen der Kasseler Straßenbahn, wodurch beide Wagen zertrümmert und 14 Personen schwer verletzt wurden.

Die Abrüstungskonferenz in Genf Amerikas Vertreter.



Der amerikanische Gesandte in Bern, Hugh Wilson, wird die amerikanische Regierung bei den Beratungen der Vorbereitenden Abrüstungskommission in Genf vertreten.

Der Kanal-schwimmer

Roman von Karl Lütge

17

„Woher wissen Sie das so bestimmt?"

„Ewald Henschel hat Frau von Gagern in der Stadt getroffen —. Sie hat ihn nach Fred ausgefragt, da sie angeblich in den Zeitungen von seiner Abreise gelesen hatte. Dadurch erfuhr sie, daß Sie ihm heute nacht an den Kanal nachreisen würden!"

Herr Hoofft schnitt ein unbehagliches Gesicht, fingerte nervös an seiner dicken goldenen Uhrkette, wie es seine Gewohnheit war, und rief fast böse:

„Ewald Henschel ist ein Schwätzer und seichter Fant!"

„Sagen Sie das nicht! — Er hat mir gestern nacht das Leben oder noch mehr gerettet!" wies Hannelore Hinz das böse Wort zur Verwunderung Hooffts merkwürdig entschieden zurück.

Theodor Hoofft ergriff die Hand Hannelore Hinz'. Er war mehr erschrocken als verwundert.

„Das waren S i e und Ewald Henschel gestern nacht — bei dem Ueberfall, von dem die Zeitungen ein Langes und Breites schrieben?"

Hannelore Hinz nickte abgewendet und schämte sich plötzlich, ohne zu wissen, weshalb.

„Richtig —, ja —, ich sah Sie mit Henschel davongehen, als wir uns verabschiedeten — —"

In Hannelore Hinz' Augen stand plötzlich heiße Angst.

„Bitte, sprechen Sie zu Fred nicht darüber! Von der ganzen ärgerlichen Angelegenheit nicht — — Er darf mit derlei jetzt nicht belästigt werden —."

Herr Hoofft versprach es dem jungen Mädchen in die Hand.

Er war merkwürdig verstimmt mit einem Male. Noch bevor zum Einsteigen aufgefordert wurde, begab er sich in den Wagen und trat erst ans geöffnete Fenster, als er sich umständlich seinen Eckplatz mit Decken und Kissen bequem zurechtgemacht hatte.

In letzter Minute, kurz bevor das Zeichen zur Abfahrt des Zuges gegeben wurde, erschienen auf dem Bahnsteig noch Ewald Henschel, der zweite Vorsitzende, Oskar Petermann, und der Schriftführer des Vereins, um sich von Theodor Hoofft zu verabschieden.

Ewald Henschel begrüßte zuerst Hannelore Hinz und machte dieses mit einer Vertraulichkeit ab, die ihr wehe tat. Herr Hoofft beobachtete es und zog empfindsam die Hand zurück, die Ewald Henschel galt.

Da zog der Zug an.

Unwirklich lautlos entglitt der lange Zugkörper der Bahnhofshalle, in die ungewisse Helle, die sich vor der Halle auszubreiten begann. Als der Zug um die scharfe Biegung hinter der Bahnhofshalle verschwunden war, wandte man sich auf dem Bahnsteig zum Gehen.

Tücher waren zum Abschied nicht gewinkt worden, wie gestern nacht bei der Abreise Fred Bronnens. — —

Auf dem Bahnhofsplatz nahm Hannelore Hinz, unter dem Hinweis, müde von gestern zu sein, zur allgemeinen Verwunderung ein Auto und fuhr mit flüchtigem Gruß davon. —

Ewald Henschel war anfangs betroffen und ärgerlich. Allein dann erzählte er den beiden anderen seelenruhig

Fortsetzung auf Seite 495.

Die älteste Frau Deutschlands.



Johanna Prigge aus Emden in Lüneburg, die im November 106 Jahre alt wurde, dürfte die älteste Frau in Deutschland sein.

TECHNIK.

Wir wollen die Sonne.

Zwischen Wolken, wildgezackt,
Hämmert im Takt
Der Motor, das Herz der Maschine.
Dunkel starren der Kabine
Augen ins Erdenland.
Irgendwo winkt eine Hand.
Ein Dorf, ein Turm fliegt unten vorbei,
Der schmale See — ein toter Hai —
Und grüngekraust ein kleiner Wald.
Vorbei — in Nebel eingeballt —
Schwindet die Erde.
Der Motor frißt sich durch die Herde
Gehörnter Wolkentiere
Hinauf in heitere Reviere,
Wirft donnernd sich über den letzten Wall:
— — Der Sonnenball!
Es badet im Licht der Leib der Taube,
Es hämmert das Herz den Takt: Der Glaube
An unsere Kraft hilft siegen.
Wir wollen die Sonne — — und fliegen!

Franz Mahlke.

Eckener will mit diesem Schiff eine Weltumrundung mit nur 5 oder 6 Zwischenlandungen vornehmen. Wenn dieser Flug glückt, pachtet die spanisch-argentinische Luftverkehrsgesellschaft „Colon" das Schiff zur sofortigen Aufnahme des regelmäßigen Luftverkehrs Spanien-Südamerika. (Siehe unsere Bilder).

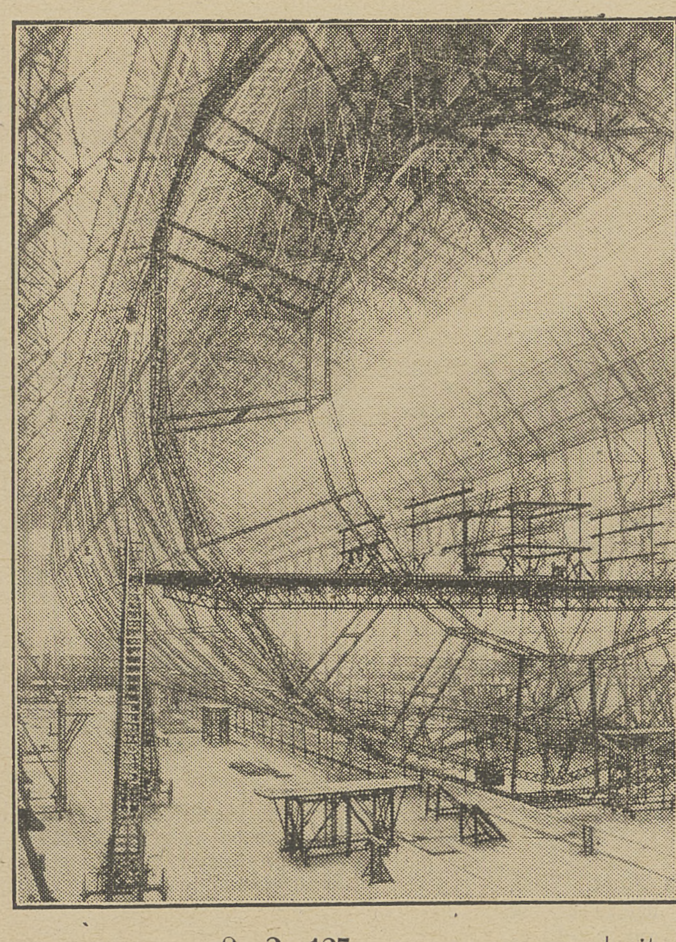
Atlantischer Flugverkehr.

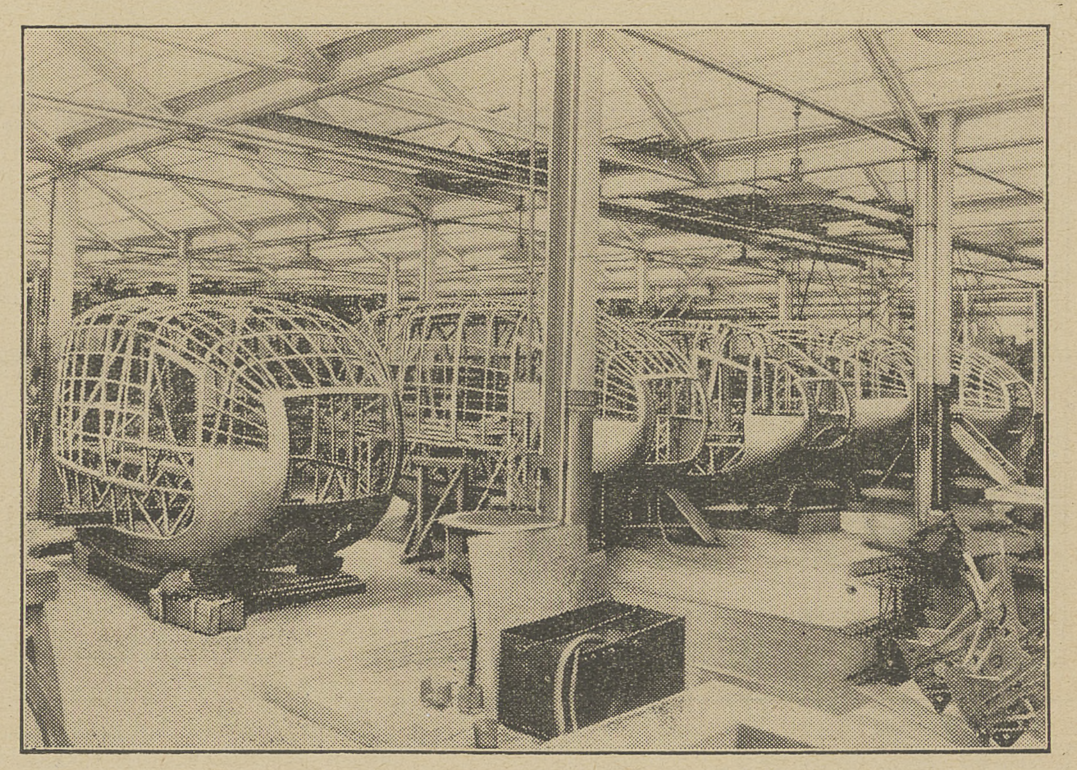
Von Hans Ernst Gehrke.

Infolge des unglücklichen Ausganges der letzten Ozeanflüge hat sich die öffentliche Meinung aller Länder gegen eine baldige Wiederholung derartiger Versuche gewandt, weil die heutigen Maschinen noch nicht einen glücklichen Erfolg solcher Unternehmungen gewährleisten, und weil sowohl vom wissenschaftlichen Standpunkt aus das hiermit verbundene Risiko zu groß erscheint. Allerdings ist es richtig, daß bei einem direkten Fluge von Kontinent zu Kontinent die heutigen Flugzeuge nicht in der Lage sind, außer dem erforderlichen Brennstoff noch eine nennenswerte Anzahl von Fluggästen oder erhebliche Mengen Postergänzung usw. hätten, so würden sie 800 bis 900 Kilogramm weniger zu tragen haben und statt dessen Fahrgäste, Fracht oder Post mitnehmen können. Man hat daran gedacht, einen solchen Zwischenpunkt auf den Azoren anzulegen, doch käme solcher wohl nur für den Dienst von Süd-Europa aus in Frage, denn für Fluggäste von oder nach den nordeuropäischen Ländern wäre die Strecke über die Azoren um die Hälfte länger als der direkte Weg Newyork-England. Da aber die letztere Verbindung wohl für lange die wichtigste bleiben wird, hat man an folgendes gedacht.

Auf der Strecke St. Johns — Cape Clear befindet sich eine Gruppe unterseeischer Korallenfelsen, die Faraday Hills, deren Tiefe mit etwa 1100 Meter festgestellt ist. Hier will man nun eine schwimmende Flugzeugstation verankern: das Schiff, dessen Flugdeck 350 Meter Länge bei 50 Meter Breite haben soll, soll von Schrauben getrieben werden und Diesel-Motoren bekommen. — Auf dem Deck würden Flugzeuge landen und starten können; nebenbei soll das Schiff noch als Feuerschiff dienen und Ausbesserungswerkstätten,

L. Z. 127, das größte Luftschiff der Welt.





Die 5 Motorengondeln im Rohbau. Die viereckigen Öffnungen an der Stirnseite der Gondeln nehmen die Kühler der Motoren auf.

Links: Das Duralluminiumgerippe des Schiffes im Rohbau. Im Vordergrund Montagebrücke und Montagering.

L. Z. 127.

In der großen Halle der Zeppelinwerft am Bodensee geht der neue, größte Zeppelin seiner Vollendung entgegen. Bei einer Länge von 235 m und einer größten Höhe von 33,5 m ist dieser Riese das größte Luftschiff das je gebaut wurde. 15000 Kg Nutzlast kann das Schiff über 10000 Km weit ohne Zwischenlandung in weniger als 100 Fahrstunden befördern. Eine geräumige Passagiergondel mit Speisesaal und 10 Wohnkabinen zu je 2 Betten nimmt 20 Passagiere auf, während Mannschaften und Offiziere, 26 an der Zahl, im Innern des Rumpfes wohnen. —

Die epochale Neuerung bei diesem Schiff ist die Verwendung eines gasförmigen Betriebsstoffes für die 5 Maybach-Motoren zu je 530 PS. Nach langen Versuchen ist es geglückt, diese Motoren zu bauen, die sich mit Gas statt mit Benzin antreiben lassen. Neben der gewaltigen Gewichtsersparnis durch diesen, sich selbst tragenden Betriebsstoff ist es vor allen Dingen auch die größere Leistungsfähigkeit des Gases, hat doch 1 cm^3 Treibgas 25% mehr Explosionskraft als 1 Kg besten Benzins. —

Im Sommer nächsten Jahres soll der Riese sich zum ersten Male in die Luft erheben und Dr.

mit sich zu führen. Vom Verkehrsstandpunkt aus ist es allerdings — wenigstens für die nächste Zukunft — durchaus nicht erforderlich, daß eine Flugverbindung z. B. von Berlin nach Newyork unbedingt ohne Zwischenlandung ausgeführt wird. Das ganze Problem bekommt ein anderes Gesicht, wenn man die Strecke auf einfache Weise in mehrere Einzelstrecken zerlegen kann. Da Zwischenlandungspunkte in Irland und Neu-Fundland ohne Schwierigkeit zu finden sind, handelt es sich nur noch darum, auf der rein atlantischen Strecke Irland — Neu-Fundland noch einen solchen Punkt zu finden.

Von den verschiedenen in dieser Hinsicht aufgetauchten Plänen scheint der Gedanke einer schwimmenden Station mitten im Ozean viel für sich zu haben. Tiefseemessungen haben im nördlichen Atlantik mehrere Stellen ausfindig gemacht, die so hoch gelegen sind, daß man dort eine schwimmende Station mit Sicherheit verankern kann. — Der Abstand zwischen St. Johns auf Neu-Fundland und Cape Clear in Irland beträgt etwa 3300 Kilometer. Könnte man auf ungefähr der Mitte dieser Strecke eine Zwischenstation anlegen, wo die Flugzeuge Gelegenheit zur Brennstoff-

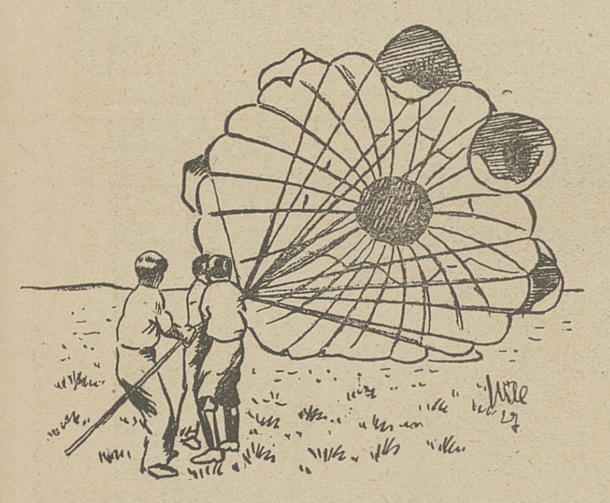
Benzinlager, Krankenhaus und Ersatzteillager enthalten. Es wird mittels einer 6000 Meter langen Stahltrosse verankert, die an einem 14 Tonnen schweren Anker zu befestigen ist. Dadurch will man erreichen, daß das Schiff sich um den Anker im Kreise bewegen kann, wodurch sich der Liegeplatz allerdings je nach der Windrichtung ändert. — Dies hat aber nichts zu bedeuten, da die Kenntlichmachung der genauen Liegestelle durch Licht- und Glockenzeichen erfolgen wird. Die Hauptschwierigkeit wird darin bestehen, die Station bei Nebel oder in Schnee- und Hagelböen zu finden. Dem will man begegnen durch die neueste Erfindung auf dem Gebiete der Luftfahrt, die richtungweisenden Radiobaken, die so stark gemacht werden können, daß sie das Flugzeug über neun Kilometer hinweg zu führen vermögen. Solche Baken lassen sich an beiden Endpunkten des Luftweges wie auch auf der Zwischenstation einrichten. Da die schwimmende Station infolge des Wellenganges in schaukelnder Bewegung bleiben wird, müßte die Leitantenne auf einer gyroskopischen Einrichtung angebracht werden, damit das Flugzeug stets mit dem richtigen Neigungswinkel landen kann. Dieses kann auch mit Richtungsweisern solcher Art versehen wer-

den, wie Lindbergh sie mit bestem Erfolge auf seiner Ozean-Ueberquerung benutzte.

Was die Durchführung der Flüge angeht, so ist vorgesehen, daß die Flugzeuge morgens um 2 Uhr von Neu-Fundland abgehen. Selbst bei ungünstiger Witterung kann man dann mit einem Eintreffen auf der Zwischenstation um 12 Uhr rechnen. Post und Reisende könnten in ein dort bereitstehendes Flugzeug überführt werden und dieses, mit frischer Bemannung, würde Irland etwa um 8 Uhr abends erreichen. Die ganze Strecke würde im Sommer bei Tageslicht zurückgelegt werden können. Selbst bei ganz ungünstigem Wetter, das eine Landung auf dem Flugdeck verhinderte, würde das Flugzeug neben der Station auf dem Wasser landen und mittels Kranen an Bord geholt werden können. Da die vorgesehene Zwischenstation ganz in der Nähe des Dampferkurses liegt, könnte im Falle der Not leicht Hilfe zur Stelle sein. — Man würde so die Strecke Berlin—Newyork in vier Teilstrecken zerlegen. Jede könnte mit eigens für sie erbauten Maschinen beflogen und mit einer Mannschaft versehen werden, die mit allen Einzelheiten ihrer Strecke auf das Beste vertraut ist. Es wäre dadurch die größtmögliche Sicherheit gegeben; Unfälle infolge Uebermüdung der Bemannung oder Brennstoffmangels wären dann ausgeschlossen. — Eine derartige Zwischenstation wäre auch für die Wissenschaft, insbesondere für die Ozeanographie und Seebiologie, von besonderer Bedeutung, ebenso wie für meteorologische Beobachtungen.

Im übrigen besteht schon heute kein Zweifel mehr darüber, daß neben den Luftschiffen die kommenden großen Transatlantik-Flugzeuge, die drei bis zwölf Motore aufweisen werden, auch ohne Zwischenlandung den Ozean mit Sicherheit überqueren können; gerade die nächsten Jahre werden in dieser Hinsicht entscheidende Verbesserungen bringen.

Ein lenkbarer Fallschirm.



Die Flugrichtung des Fallschirms läßt sich durch Oeffnen und Schließen der an seinen Rand angebrachten Taschen beeinflussen.

Künstliche Glasbläser.

Von Chemiker Theo Kühlein (Mainz.)

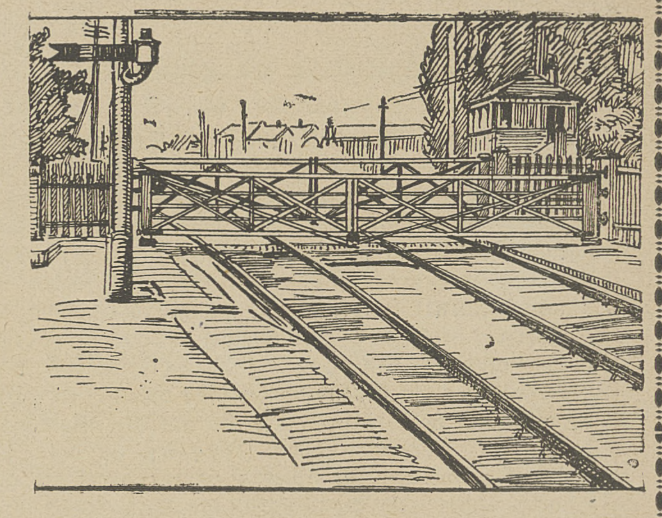
Nicht nur eine anstrengende und gesundheitschädigende Tätigkeit ist das Glasblasen mit dem Munde; es setzt auch bei den Glasbläsern eine besondere Geschicklichkeit und lange Lernzeit voraus. Die Birnen für elektrische Lampen, feine Gläser, Glasgeräte für wissenschaftliche Zwecke wurden bisher — abgesehen von billigen Preßgläsern und gegossenen Glasscheiben — durch die Lunge und die Hand des Glasbläsers erzeugt. Der stetig wachsende Bedarf an solchen Gläsern, namentlich an Glühlampenbirnen, hat es erstrebenswert erscheinen lassen, zur Herstellung dieser dünnen und empfindlichen Gläser das seit einigen Jahren betriebene maschinelle Flaschenblasen in geeigneter Weise anzuwenden.

Nach dem System von Westlake hat eine führende deutsche elektrotechnische Gesellschaft, in Berlin vor kurzem ein Maschinenglaswerk eingeweiht, in dem vorläufig ein Ofen mit drei Kolbenblasmaschinen aufgestellt ist. Eine Generatoranlage erzeugt aus Braunkohlenbriketts das zur Beheizung des Schmelzofens erforderliche Gas. Die erhebliche Abheizwärme des Ofens wird nach den Grundsätzen neuzeitlicher Wärmewirtschaft zur Dampferzeugung ausgenutzt und dient zum Betrieb einer 100-PS-Dampfmaschine. Diese wiederum treibt einen elektrischen Generator, dessen Strom alle wichtigen Maschinen Luftkompressoren und Luftsauger der Fabrik in Gang hält.

Die Kolbenblasmaschinen lassen sich mit einem Karussel vergleichen, das sich während des Betriebes langsam dreht und an seinem Umfang 12 Paare Glaspfeifen trägt. Ueber jedem Pfeifenpaar befindet sich ein Schöpfarm, der aus der feurigen Glut eine kleine Portion flüssiges Glas herausholt und es in die Oeffnung der Pfeife laufen läßt. Sobald der Glastropfen unten an der Pfeife hängt, wird er durch einen Luftstrom im Inneren aufgebläht und gegen eine ihm umschließende Form gepreßt. Sodann öffnet sich die Form und der noch glühende Glaskolben gleitet auf ein Asbesttransportband, das ihn zur Abkühlung, Prüfung und Verpackung weiterleitet. Die Maschine benötigt zu ihrem Betrieb außer der Kraft zum Bewegen ihrer Teile Saugluft zum Ansaugen des Schmelzgutes und Druckluft zum Blasen. Beides wird von der oben genannten Maschinenanlage geliefert!

Wenn bisher die Glasbläsereien dort errichtet werden mußten, wo ein genügend großer Stamm gelernter Glasbläser ansässig war, so ist durch die neue Fabrikationsmethode die Möglichkeit einer sehr großen Freizügigkeit geschaffen. Einmal weil für eine Tagesproduktion von 150.000 Kolben eine Belegschaft von 15 gelernten Arbeitern genügt, andererseits weil die Fertigstellung der Lampen (Einbauen der Glühdrähte, Anbringung der Fassung usw.) an Ort und Stelle erfolgen kann und dadurch die Transporte, die gerade für Glasteile sehr kostspielig sind, vermieden werden. Nach vorliegenden Plänen soll das Werk demnächst um zwei weitere Maschinen erweitert werden, so daß sich die Tagesproduktion auf 250.000 Glühbirnen belaufen wird. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß mit der Inbetriebnahme eines solchen Maschinenwerkes durch diese gewaltig gesteigerte Leistungsfähigkeit für die Entwicklung der Glühlampenindustrie ein bedeutender Abschnitt erreicht ist.

Eine neue Art von Eisenbahnschranken in England,



die zwangsläufig so bewegt werden können, daß entweder der Schienenweg oder die Landstraße freigegeben ist. Das weiße Gitter ist auch in der Nacht deutlicher sichtbar als unsere Schranken.

Irland. Dem irischen Parlament liegt zurzeit ein Gesetzentwurf über die Regelung des Patent- und Schutzmarkenwesens in Irland vor. — Sobald das Gesetz in Kraft getreten sein wird, werden alle Patente und Schutzmarken, die bisher in England Gültigkeit hatten, für Irland ungültig sein und von neuem beantragt werden müssen.

Die für den Kurzwellenverkehr mit Indien von der Marconi-Gesellschaft in Grimsby und Skegneß erbauten Funkanlagen haben ihre siebentägige Probezeit bestanden.

(„Der Kanalschwimmer" — Fortsetzung)

Fred Bronnen suchte eifrig seine paar Brocken Französisch zusammen und formulierte sie:

Ob sie zufrieden seien? Ob das Wetter ihrem Unternehmen günstig sei? Und derlei mehr.

Herr Stokvis, der seinem Namen Stockfisch alle Ehre zu machen beabsichtigte, lächelte malitiös und betrachtete Himmel und Wellen.

„Zufrieden sind wir, wenn wir am Ziel sind. Bis dahin sind wir froh, wenn uns niemand mit Fragen und durch seine Gegenwart belästigt."

Da Fred Bronnen den Sinn der unfreundlichen Aufforderung nicht so rasch begriff, erklärte es ihm der Holländer auf Deutsch — das er plötzlich sehr gut beherrschte — noch einmal.

Fred Bronnen verfärbte sich. So sehr traf und verletzte ihn die Abweisung. Er ging mit lässigem Gruß, beherrscht, um sich nicht als Geschlagener den Holländern zu zeigen.

Von fern, von der mit hohem Gras bewachsenen Düne, beobachtete er das Treiben der Holländer. Es erschien ihm für seine Ungeduld und sein Draufgängertum reichlich phlegmatisch, nicht kämpferisch genug, und ermüdete ihn bald.

Der Holländer nahm mehrmals den Kampf mit der Brandung auf. Doch er überwand sie nicht. Da ging er an weiter von dem Erlebnis des gestrigen Morgens, dessen Held er zusammen mit der reizenden Hannelore Hinz gewesen war.

* * *

Auf die weite, bewegte Wasserflut, die sich hochwölbte, wo nach Norden Englands Küste sich erheben mußte, blickte der aus Meeresrauschen und Sturmgekläff emporgewachsene dicke, runde Leuchtturm von Gris Nez. Im Weichbild dieses Meereswächters gedachte Fred Bronnen einen Kampf mit dem Ungeheuer Kanal aufzunehmen.

Allein als er den Plan am Morgen nach seinem Eintreffen faßte, da wußte er nicht, daß er dabei einem Konkurrenten empfindlich nahe ins Gehege kommen würde. Dies war ein Holländer, Jan von Dooren, der sich mit einem Trainer in Gris Nez bereits seit drei Wochen festgesetzt hatte.

Da Fred Bronnen vor dem Eintreffen Theodor Hooffts nichts beginnen konnte, versuchte er die Bekanntschaft der Holländer zu machen, die mit ziemlich kostspieligem Apparat — zu dem ein eigenes, ziemlich feudales Motorboot gehörte — arbeiteten. Er hoffte dabei einige Winke zu erhalten und rechnete mit frischer, ungetrübter Sportbegeisterung auf ein Zusammenarbeiten und gegenseitige kameradschaftliche Unterstützung.

Der Holländer Jan van Doorn war groß und muskulös, mehr ein Athlet denn ein Schwimmer. Er hatte ganz helle Augen und strohblondes Haar. Seine Bewegungen waren schwer und lässig.

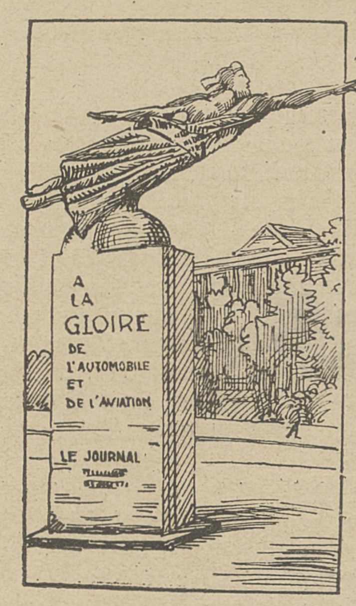
Er lachte zu den Begrüßungsworten Fred Bronnens und erwiderte nichts. Der Trainer und Manager — er stellte sich als Mynheer Stokvis vor — lachte ebenfalls.

„Wir sprechen holländisch — und französisch", bedeutete er dem deutschen Schwimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung auf Seite 497.

Ein Denkmal der Schnelligkeit



auf einer Pariser Straße

WINTERSPORT.

Der Winter.



Die Ausrüstung des Skiläufers.

Von Wojewodschaftsrat Dr. Ed. Stonawski.

Die Dauer der Ausübung des Skisportes selbst im Gebiete der Beskiden hat genügt, um über die Erfordernisse einer guten Ausrüstung Erfahrungen zu sammeln, die als unbestritten gelten können, weil man anderswo zu den gleichen Resultaten gekommen ist. Die wichtigsten dieser Erfahrungen sollen im Nachstehenden den Skiläufern insbesondere jenen, die es werden wollen, als Richtturm dienen. Hervorgehoben muß werden, daß der Wintersportklub Bielitz-Biala des Beskidenvereines eine sogenannte „Skiberatungsstelle“ eröffnet hat, die an den Geschäftstagen des Vereines (jeden Dienstag in der Zeit zwischen 6 bis 8 Uhr abends in der deutschen Leschalle) über alle die Ausrüstung betreffende Fragen Auskunft erteilt und den Skiläufern in jeder Weise an die Hand gehen will, damit sie nur wirklich gutes aber notwendiges Ausrüstungsmaterial anschaffen. Aehnliche Beratungsstellen wurden auch schon von anderen Wintersportvereinen ins Leben gerufen und haben sich als sehr nützlich erwiesen. Man muß bedenken, daß z. B. von der Wahl eines guten „Brettl“ unter Umständen Leben und Gesundheit des Skiläufers jedenfalls aber das Vergnügen am Sporte abhängen.

Bezüglich aller Anschaffungen für die Skisportausrüstung gilt der Grundsatz, daß das Beste gerade gut genug ist, es ist schließlich auch das Billigste. Die Verhältnisse im Gebirge zwingen dazu, alles Mögliche mitzuführen, was wohl einem oder dem anderen entbehrlich erscheinen mag, doch kann das Fehlen eines wichtigen Bestandteiles die Tour in Frage stellen. Es muß mit allen Eventualitäten gerechnet werden, und doch ist andererseits, wie jeder Skiläufer bestätigen wird, nichts angenehmer, als möglichst wenig mitzuschleppen, vielleicht gar den Rucksack zu Hause lassen zu können. Man kaufe stets in guten Ausrüstungsgeschäften, die alle, wenn sie auf der Höhe der Zeit sein wollen, einen erfahrenen Skiläufer als Verkäufer angestellt haben, der sich in der Fabrik Stück für Stück ausgewählt hat, meide aber unbedingt jene Kaufhäuser, die neben allerlei Kram auch irgendwo zusammengeklaubte Ausrüstungsgegenstände führen. Nebenbei und unter der Hand kommt der „Ausrüster“, wie der schöne Ausdruck für den Inhaber eines Sportartikelgeschäftes lautet, unmöglich zu guter Ware.

Der Ski.

Der Laie wird sagen: ein Stück Holz — der Skiläufer nennt die Brettl seine „Freunde“, auf die er sich in allen Lagen verlassen muß, die ihn nie im Stiche lassen dürfen, die ihn in Freud und Leid treu begleiten, in deren Wahl er darum äußerst vorsichtig sein muß. Man kaufe nur bekannte Marken. Sie geben heute angesichts der fortgeschrittenen Entwicklung der Skifabrikation allein schon genügend Garantie für gute Qualität. Mindere Ware pflegen die Skifabriken selbst als solche durch entsprechende Bezeichnung erkenntlich zu machen. Aeußerlich gleicht wohl ein Ski mehr oder weniger dem andern, ohne daß ein Uneingeweihter einen Unterschied festzustellen vermag. Umsomehr sagt der Ski dem Fachmann. Da ist die Faserung, die Biegsamkeit, die Biegung, das Fehlen oder das Vorhandensein von Aesten, die Form, usw. usw., lauter Umstände, die genauestens beurteilt werden wollen. Die gebräuchlichste Form des Ski ist die Telemarkform, nach dem Dorfe Telemark in Norwegen, der Heimat des Skilaufens, benannt. Die gewöhnliche Breite des Ski ist 9 cm bei der Aufbiegungsstelle, 7 cm bei der Bindung und 8 cm am Ende. Für Tourenfahrer — und nur solche kommen für uns in Betracht — können diese Maße eventuell bis auf 8—6—7 cm (Aufbiegungsstelle, Bindung, Ende) reduziert sein. Schmälere Skier sind unbrauchbar. Je länger der Ski, desto schwerer ist er zu wenden, desto flüchtiger ist er allerdings in der Abfahrt. Der Ski soll im allgemeinen so lang sein, daß man die Skispitzen bei ausgestrecktem Arm gerade noch mit den Fingerspitzen erreichen kann. In den Beskiden, wo häufig Hohlwege zu fahren sind, sind Skier, deren Spitzen man bei ausgestrecktem Arm mit dem Handteller erreichen kann, lang genug. Skier von 2 m 10 cm Länge genügen zumeist, besonders schwere und große Läufer können auch Skier bis 2 m 20 cm wählen. Was darüber ist, ist von Uebel. Als Holz komme eigentlich nur Esche und Hikory in Betracht. Zu leichtes Holz ist immer weich, nützt sich bald ab. Skier aus verschiedenen Holzarten sogenannte „fournierte Hölzer“ besitzen wenig Biegsamkeit. Ein Hauptaugenmerk bei der Anschaffung von Skiern ist auf die Faserung des Holzes zu legen. Man unterscheidet Splintholz und Kernholz, Querholz und Widerholz. Kernholz hat am Skiende vertikale, Splintholz horizontale Faserung. Splintholzskier sind glatter, biegsamer, im Handel aber selten zu bekommen. Wählt man Kernholz, dann wähle man möglichst nur reines Kernholz, d. h. Kernholz, dessen Fasern am Skiende vertikal verlaufen. Halb liegendes Kernholz — schräge Faserung am Skiende — ist zweite Güte; Widerholz — erkenntlich an den Seitenflächen der Skier dadurch, daß die Fasern entweder nach vorne der Schaufel oder der Skispitze zu oder nach hinten dem Skiende zu von oben nach unten verläuft — zieht am leichtesten Brüche nach sich. Ein weiterer Fehler der Struktur des Holzes ist das Querholz, wobei die Faserung von einer nach der anderen Seite des Ski schräg läuft. Skier mit Wider- und Querholz sind zurückzuweisen. Wenn man Kernholzskier kauft, dann ziehe man solche mit Faserung vor, die an der Lauffläche parallel zur Skilänge verlaufen, aber nicht zu dicht sind. Die Abstände zwischen den Jahresringen sollen etwa 2 bis 3 mm betragen. Knoten und Aeste im Ski sind, wenn sie unter der Bindung oder nahe der Aufbiegung liegen, schädlich. (Das vorgesagte gilt eigentlich nur für Eschenskier.) Skier mit flacher Oberfläche sind elastischer, jene mit gewölbter oder gekehlter Oberfläche treten sich nicht so leicht durch, sind wiederstandsfähiger. Dies hat seine Bedeutung besonders dann, wenn die Skier schon teilweise abgenützt sind.

Bei Skier aus Hikoryholz kommen die vorerwähnten Holzunterschiede weniger in Betracht. Doch sind Hikoryskier schwerer und vor allem teurer. Wer aber die entsprechenden Mittel hat, der möge sich Hikoryskier kaufen.

Skier aus Birkenholz erfordern eine außerordentliche Sorgfalt, solche aus Buchenholz werfen sich leicht. Skier aus Ahornholz sind brüchig. Die Verdickung des Hinterendes der Skier ist von Vorteil, denn sie verhindert das Einreißen des Ski am Ende, überdies erschwert sie das Zurückgleiten beim Aufstieg. Skier, die am Hinterende abgerundet sind, sogenannte lanzettförmige Skier, sind unpraktisch. Die Spitzenaufbiegung des Ski soll 15 cm, die Spannung der Bretter unter der Bindung 2 cm nicht überschreiten. Der Kauf von Skiern erfolgt am besten zu Beginn des Winters (etwa Oktober, November), da später die Ware schon zu stark ausgesucht ist. Der Bezug von Skiern aus dem Ausland hat den großen Nachteil, daß man die Ware vorher nicht sieht, und nehmen muß, was einem eben zugeschickt wurde.

Beim Einkauf von Skiern ist zu achten, daß der Ski nicht „windschief“ ist. Es gibt ein einfaches Mittel, den Ski daraufhin zu prüfen. Man legt ein Brettchen quer über die Lauffläche des Ski und schiebt ein zweites gleiches langsam parallel zum



Howerla (Ostkarpathen).



Großer Vrch in der Borsaragruppe

ersten rückwärts. Schaut man nun über die Kante des vorderen weg, so muß diese stets mit der des hinteren Brettchens parallel verlaufen.

Die Skistöcke.

Am besten sind brusthohe Bambusstöcke für Fahrer, die ihre Stöcke weniger beanspruchen, sind auch Pfefferrohrstöcke angenehm. Anfänger wählen besser Haselnußstöcke, die nicht so leicht zerbrechen, allerdings schwerer sind. Die Radeln sollen etwa 20 cm Durchmesser haben und mit dem Stock durch einen Stift befestigt werden, der durch die metallbeschlagene Spitze geht. Andernfalls reibt der Stift das Holz bald durch und der Stock bricht bei der geringsten Beanspruchung. Der Griff des Skistockes soll entweder einen naturgewachsenen Knopf haben (sogenannte wurzelechte Stöcke), oder durch eine Lederhülse, die gepolstert wird, — auch Korkgriffe sind gut — gegen Beschädigungen der Hand geschützt sein. Scharfe Griffe haben schon wiederholt Sehnenentzündungen im Handteller zur Folge gehabt, die sehr unangenehm werden können. Von den zu hohen Stöcken kommt man vernünftigerweise wieder ab. Höhere als brusthohe Stöcke stehen dem Fahrer nur im Wege.

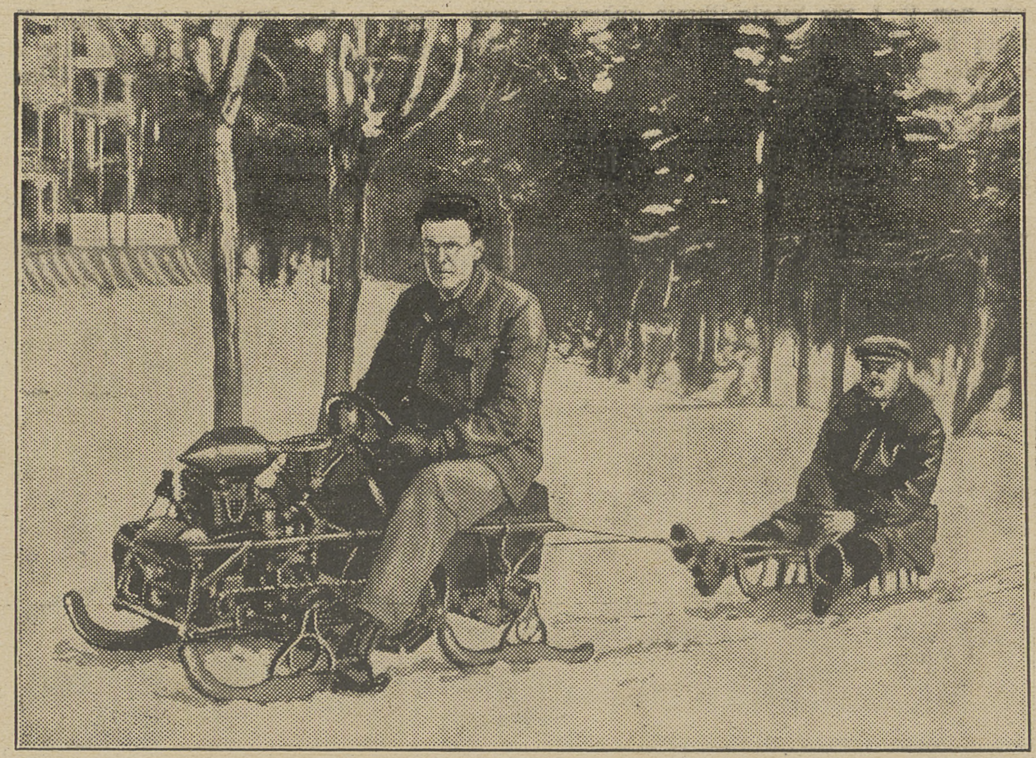
Das Schuhwerk.

Nichts wird beim Skilaufen mehr beansprucht, als die Schuhe; deshalb muß auf ihre Güte und Beschaffenheit großer Wert gelegt werden. Auch auf diesem Gebiete liefern die Erzeuger heute schon einwandfreie Ware. Im Inlande nähert sich die Güte der Ware langsam jener des Auslandes. Die Schuhe müssen weit genug sein, um dem Fuße mit zwei Paar dicken wollenen Socken Raum zu geben, ohne daß ein Druck empfunden wird (ca. 1 Nummer größer als der Straßenschuh). Die Länge ist so zu wählen, daß die große Zehe mindestens 1 einhalb Zentimeter hinter der Innenwand des Schuhes zurücksteht. Die Schuhspitze muß so breit und hoch sein, daß die Zehen beim kräftigsten Biegen des Schuhes nicht gedrückt werden, da ansonsten Erfrierungen unvermeidlich sind. Nichts ist verfehlter, als bei der Auswahl der Schuhe auf Eleganz usw. Rücksicht zu nehmen. Im Riß müssen die Schuhe leicht zu schließen sein. Auf dieses Erfordernis wird viel zu wenig geachtet. Die Schäfte reichen knapp über die Knöchel, höhere Schäfte behindern den Fuß in der Bewegung. Die Sohle soll etwa 2 cm stark sein, dann sitzt der Schuh fest in den Baden. Dünnere Sohlen wölben sich bei kräftigem Einspannen in die Baden. Der Skischuh ist ungenagelt. Bei Riemenbindungen muß der Absatz, um das Abgleiten des Riemens zu verhindern, ausgeholt sein. Dort, wo der Schuh in den Baden sitzt, wird er am besten durch Metallbeschläge gegen zu starke Abnützung geschützt. Die Absätze der Skischuhe müssen niedrig sein. Leicht verstellbare Bindungen, wie z. B. die, Bilgeribindung, lassen die Verwendung allerlei Schuhwerkes zu. Die heute nahezu allgemein benützten Riemenbindungen (Muster Huitfeld) und ihre vielen Abarten, erfordern einen speziellen Schuh, der neben den bereits erwähnten noch folgende Eigenschaften haben muß: Höhe, harte Kappe und selbst an der Spitze noch 6 cm breite, gegen die Schuhmitte parallel verlaufende Sohle. Ein solcher Schuh „sitzt“ in der Bindung wie angegossen. Spitze Schuhformen und die sogenannte Amerikanerform eignen sich nicht für Skischuhe.

Die Bindung.

Die „Bindung“, das ist die Vorrichtung, die Fuß und Ski verbindet. Ueber diese Frage ist so viel geschrieben worden, daß diese Literatur ganze Bibliotheken füllen könnte. Vor wenigen Jahren noch hätte man in einer Gesellschaft von Skiläufern nicht zwei gefunden, die über die Bindungsfrage einer Meinung gewesen wären. Vom historischen Rohrbügel der Lilienfelder-, der Ballata-, der Bilgeri-Schusterbindung an bis zur Langriemen-, Huitfeld-, Erikfen- und Bergendalbindung hatte jede ihre Anhänger, die sich für die Vorzüge der Bindung, die sie eben benützten, erhitzen konnten. Im Grunde genommen lassen sich alle Bindungen in zwei Systeme einteilen, die Metallbindungen mit dem Abrollpunkt und die Zehen- und Riemenbindungen. Zu dem ersteren System gehören die Alpenski-, die Bilgeri-, die Schuster-, die Müllerbindung. Typisch für die Riemenbindungen ist die Huitfeldbindung. Von letzterer gibt es eine große Menge von Abarten. Zu diesen gehören auch die Riemenbindungen mit aufschraubbaren Backen, wie die Erikfenbindung u. a. m. Letztere Bindungen kommen in jüngster Zeit stark in Gebrauch.

(Fortsetzung folgt.)



Ein neuartiger Motorschlitten. Der Schlitten ist mit einem Motor von 23/4 PS versehen und überwindet trotz seiner schwachen PS-Zahl spielend Steigungen bis zu 30 Grad. Er entwickelt auf ebenem Gelände eine Stundengeschwindigkeit bis zu 45 km. Der Antrieb erfolgt von der Erde aus mittels eines sinnreich konstruierten Mechanismus, einer Art Raupenband. Der Motorschlitten ist imstande, sich bei jeder Schneebeschaffenheit schnell fortzubewegen. Diese Erfindung, die sich auf langjährige Versuche der tschechoslowakischen Erfinder J. Hladik und A. Horacek aufgebaut, eröffnet neue ungeahnte Perspektiven für sämtliche schneereiche Gegenden.

(„Der Kanalschwimmer“ — Fortsetzung)

Bord des Motorbootes und sprang hundert Meter vom Lande ins Wasser. Er schwamm aber nur eine halbe Stunde, dann ging er wieder an Bord, und das Motorboot knatterte zum Ufer zurück.

Fred Bronnen wich nicht von der Düne, als die Holländer längst abgezogen waren. Er beobachtete das Meer, verfolgte die weißen Wellenkämme, die Richtung und den Verlauf der Wellen, den Wind — —

Als er sich erhob, war er befriedigt und wieder froher als vor Stunden, als ihm die unverhoffte, schroffe Abweisung durch die Holländer zuteil geworden war. Vielleicht — so sagte er sich — vielleicht hatte er in den Stunden des Beobachtens so viel über den Kanal und seine Bezwingungsmöglichkeit erfahren, daß er dem Holländer, der zwei Wochen mit Motorboot und Manager hinter sich hatte, nicht viel nachstand.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Fred Bronnen am Abend allein in der einfachen Wirtsstube der französischen Schifferkneipe saß, kam er in Versuchung, an Hannelore Hinz, an Freunde, an die Eltern zu schreiben: Von dem stürmenden Drängen in der Brust, von Hoffnungen, Wünschen, Zielen — —

Doch er bezwang sich. Er hatte gelobt, alles auszuschalten, was ihn ablenken konnte bei seiner großen Aufgabe. Er wollte, wie es der Anordnung Theodor Hooffts entsprach, nicht schreiben, keine Briefe empfangen, keine Zeitungen lesen und daneben so einfach — und der Kosten wegen so sparsam — als möglich leben, Alkohol und Nikotin meiden.

Auf der hochgewölbten Stirn Bronnens zeichnete sich entschlossener Wille ab. — Man blickte in der spärlich erleuchteten, niederen Wirtsstube zu der gestrafften Gestalt und dem gutgeschnittenen Gesicht auffällig hin, tuschelte über den Fremden und neigte verstehend und wissend den Kopf:

Wieder einer!

Wieder einer, der dem großen, mächtigen Ungetüm da draußen, dem Kanal, zu Leibe gehen und es mit eigener, schwacher Menschenkraft überwinden wollte — —

Wieder einer! — Wie oft kamen diese Mutigen. Wie rasch verschwanden sie, um neuen Platz zu machen — —

Fred Bronnen empfand deutlich, daß sie in der Schenkstube über ihn sprachen und spürte seinnervig, in welcher Richtung sich die Gespräche bewegten. Eine Röte der Erregtheit ging über sein Gesicht.

Es würde sich ja zeigen! Einer der vielen — — oder Einer! Ein Ganzer! Ein Vollender!

* * *

Am folgenden Mittag traf Theodor Hoofft ein. Er war zuversichtlicher Stimmung, etwas erregt, doch guter Laune, als er Fred Bronnen am Bahnsteig stehen sah.

Er drückte dem Schwimmer warm die Hand.

„Wie steht's?“

„Ausgezeichnet! Ich habe schon am Strande das Wasser, die Strömung, die Wellen studiert und bin vollkommen im Bilde!“

Hooft hob beschwichtigend, mahnend, die Hand.

„Langsam, langsam!“

Fred Bronnen lachte und erzählte sein Abenteuer mit den Holländern. Sie schritten in das Dörfchen hinein. Fred Bronnen trug, trotz des Sträubens Hooffts, den Hauptteil des Gepäcks.

„Das ist schlimm“, sagte der Manager, und legte in seine Worte die seiner Stellung zukommende Betontheit, „ja, das ist schlimm. Wir müssen uns dann natürlich weiter östlich oder westlich niederlassen — —“

(Fortsetzung folgt.)



Sport

Die Pokalspiele des Bielitzer Unterverbandes.

Der Wetterumsturz, der im Laufe der vergangenen Woche eingetreten ist, und den Schnee rasch zum Schmelzen gebracht hat, ermöglichte die Fortsetzung der Pokalspiele am Sonntag, den 27. November. Während sich am Vormittag der B. B. Sportverein und der Bialski K. S. gegenüberstanden, wobei der BBSV. sicher 4:2 gewann, trafen sich am Nachmittag der S. V. Biala-Lipnik und der D. F. C. „Sturm". Dieses Wettspiel konnte jedoch nicht zu Ende geführt werden, da der Schiedsrichter infolge Einfallens von Nebel das Spiel nicht verfolgen konnte und dasselbe beim Stande von 2:1 für Biala-Lipnik abbrechen mußte. Nach den Meisterschaftsregeln muß dieses Spiel, bezw. die restliche Spielzeit nachgespielt werden. Trotzdem für diese Spiele, die sich bei rechtzeitiger Verständigung des Publikums sicher eines guten Besuches zu erfreuen gehabt hätten, fast gar keine Reklame gemacht wurde, fanden sich doch eine ziemliche Anzahl von Fußballinteressenten ein, die auch auf ihre Kosten kamen. Es gab sowohl Vor- als auch Nachmittags guten Sport zu sehen. Der BBSV. siegte überlegener als es das Resultat besagt, seine Stürmer ließen noch eine ganze Anzahl sogenannter totsicherer Chancen aus, die das Resultat bei etwas mehr Entschlossenheit der Stürmer leicht hätten auf 6:2 hinaufschrauben können. Im Nachmittagsspiel kam es anfangs zu einigen harten Zusammenstößen der Gegner, doch konnte der Schiedsrichter Herr Rosenfeld, der sein Amt in gewohnt energischer und umsichtiger Weise versah, diese Ansätze zu rohem Spiel im Keime ersticken und das Spiel bis zu dem notwendigen Abbruch sicher durchführen. Der BBSV. führt in dieser Pokalkonkurrenz bisher mit 4 Punkten, „Sturm" mit 2, Biala-Lipnik hätte, falls es ihm gelingt, das Resultat in den restlichen 15 Minuten zu halten, ebenfalls 2 Punkte und nur der BKS. ist bisher punktelos, da er beide Spiele verloren hat. Diese Pokalkonkurrenz erweckt in den Kreisen der Fußballanhänger großes Interesse und dürfte sich auch weiterhin eines guten Besuches zu erfreuen haben, deshalb wäre es dem Bielitzer Unterverband zu empfehlen, bei den nächsten Spielen etwas mehr Reklame zu machen, die in seinem wie auch im Interesse der beteiligten Vereine notwendig ist, wenn die Spiele den geplanten Zweck, Verband und Vereinen etwas aufzuhelfen, erfüllen sollen.

Bielitz-Bialaer Sportverein — Bialski K. S. 4:2 (2:0), Ecken 13:2 für BBSV.

BBSV.: Mickler, Lubich, Wagner III., Gabrisch, Monczka, Tretiak, Hussak, Matzner, Ziembinski, Pepi Stürmer, Hönigsmann.

BKS.: Wyporek, Kaczmarczyk, Sadlik I., Merys, Smelty, Gonsior, Stachak, Domzal, Ptasinski, Sadlik II., Kolodziej.

Der BBSV., der in seiner normalen Aufstellung antrat, lieferte auch diesmal ein Spiel, das seine Anhänger in jeder Hinsicht befriedigte. Daß er das Resultat des ersten Pokalspieles diesmal nicht erreichte, liegt an der Unentschlossenheit der Stürmer, die in einigen Situationen, die direkt nach Goal schrieen, solange zögerten, bis einer der gegnerischen Verteidiger dazwischenfuhr. Die technische und taktische Ueberlegenheit des BBSV. war trotzdem im Verlaufe des ganzen Spieles unverkennbar. Es hatte jedoch den Anschein, als ob der Gegner nicht ganz ernst genommen wurde, sonst wäre es ihm nicht geglückt, doch zwei Treffer zu erreichen. Der Angriff des BBSV. spielte auch diesmal wieder sehr gut zusammen, jeder Mann tat sein bestes und auch der bisher viel geschmähte Hussak zeigte so wie in dem letzten Spiel eine auffallende Formverbesserung. Ebenso war die Halvesreihe, bis auf kleine Schwächeperiode in der zweiten Spielhälfte wieder in zufriedenstellender Weise tätig. Die Verteidigung spielte gut und sicher bis auf zwei Schnitzer, die aber von dem Gegner prompt ausgenützt wurden und an denen auch der Tormann nicht ganz schuldlos war.

Der BKS. spielte ambitioniert und hat eigentlich gegen seinen stark überlegenen Gegner ehrenvoll abgeschnitten. Nach der Niederlage Biala-Lipniks von 5:1 gegen den BBSV. rechnete man bestimmt mit einer größeren Niederlage der Bialaer, doch konnten diese dank ihrer Ambition und des ausausgezeichneten Spieles ihres Tormannes das verhältnismäßig gute Resultat erzielen. Außer dem Tormann machte sich Kaczmarczyk in der Verteidigung in nützlicher Weise bemerkbar, schwächer war die Halvesreihe, die dem gesinkelten Spiel des gegnerischen Angriffes nicht gewachsen war. Zum Teil war der Angriff des BKS. daran mitschuldig, da er den Ball nicht halten und der Halvesreihe dadurch keine Atempause schaffen konnte. Im Angriff hatte an seinem linken Flügel die besten Leute, Mitte und rechter Flügel fielen dagegen stark ab. Es ist jedoch der Mannschaft hoch anzurechnen, daß sie trotz der Ueberlegenheit des Gegners das Spiel bis zum Schluß ernst nahm und dasselbe interessant gestalten konnte. Die Leitung des Spieles hatte Herr Schimke inne, der bei dem beiderseits fair durchgeführten Spiel vor keine schwere Aufgabe gestellt war. Der Besuch war trotz mangelhafter Reklame gut.

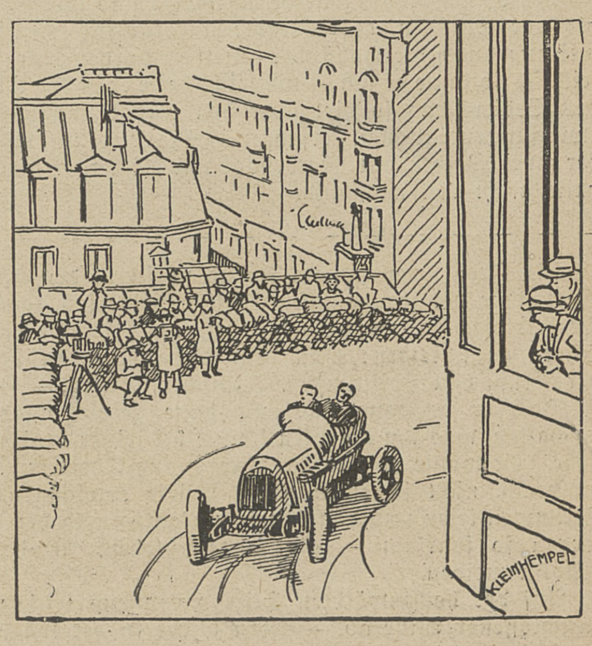
Spielverlauf: BKS. verliert nach dem Anstoß den Ball und schon in der nächsten Minute saust ein scharfer Ball Ziembinskis nach einer Flanke Hussaks knapp daneben. Der BBSV. ist dauernd im Angriff, erzielt eine Serie von fünf Ecken kurz hintereinander, ohne diese jedoch entsprechend auswerten zu können. BKS. verteidigt sich gut und sein Tormann bereinigt eine Anzahl gefährlicher Situationen. Es dauert doch 23 Minuten, bis es Matzner gelingt, eine Vorlage Ziembinskis plaziert neben der Stange einzuschließen. Sechs Minuten später gelingt Pepi Stürmer nach einer geschickten Täschung des Tormannes der zweite Treffer. Der BKS. kommt nur sporadisch über die Halvesreihe der Hausherren hinaus, muß aber vor der Verteidigung, die sicher arbeitet, kapitulieren. Es gibt eine Anzahl guter Skoregelegenheiten für die BBSV.-Stürmer, doch werden dieselben nicht ausgenützt. Mit 2:0 geht es in die Pause. —

Schon in der zweiten Minute nach Wiederanstoß erhöht Matzner nach einem zielbewußten Alleingang das Resultat auf 3:0. Dann lassen die Hausherren etwas nach und der BKS. kommt vorübergehend auf. Nach einem Fehler der BBSV.-Verteidigung erzielt Domzal in der 19. Minute den ersten Treffer für BKS. Das eifert die Hausherren wieder zu etwas ernsterer Arbeit an, deren Ergebnis ein durch Pepi erzielter Treffer ist, der einen vom Tormann kurz abgewehrten Schuß Ziembinskis scharf einschießt. Bis zum Schluß bleiben die Hausherren dauernd im Angriff, erzwingen Ecke auf Ecke, müssen jedoch dann nach der dreizehnten Ecke einen zweiten Treffer durch Stachak eine Minute vor Schluß in Kauf nehmen. Herr Schimke läßt drei Minuten länger spielen, doch ändert sich dadurch nichts mehr am Resultat.

Neuartiges Trainingsbassin für Ruderer.

Dieses im Besitz eines schweizer Ruderklubs befindliche Trainingsbassin ist so eingerichtet, daß die Mannschaft in der Mitte des Bassins arbeitet und die durch das Rudern in Bewegung gebrachten Wassermengen freien Auslauf haben, ohne Spritzer zu verursachen.

Automobilrennen auf dem Dache einer achtstöckigen Auto-Großgarage in Paris.

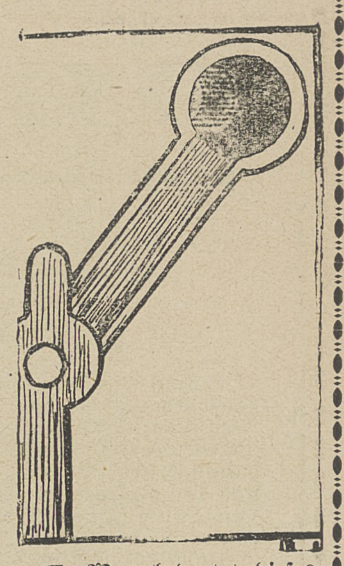


Ein Wagen in der Kurve der 12 m breiten und 600 m langen Dachbahn.

Fragespiel

Aus den Vereinigten Staaten kommt ein neues Modespiel zu uns, das auf dem besten Wege ist, sich auch hier allgemein Beliebtheit zu erwerben. Freilich vermag es nur dem wirkliche Freude zu bereiten, der gewillt ist, sich den Prüfungen mit Laune zu unterwerfen; also nicht vergißt, daß es sich hier letzten Endes nur um ein gutes Gemisch von Scherz und Ernst handelt, nämlich nur um — ein Spiel.

D. Vor welcher Gefahr warnt dich dieses Zeichen.



F. Was bedeutet dieses Signal in der ganzen Welt.

Wie meinten Sie? Sie hätten noch nichts von der neuen Mode gehört, seien dem Fragespiel noch nirgends begegnet? Wohl möglich, aber warten Sie nur noch einige Wochen ab und Sie werden seinen Auswirkungen kaum mehr zu entrinnen vermögen. Dann werden Sie ihm ebenso unrettbar verfallen sein wie Ihre Kollegen, Ihre Freunde, Ihre Kinder.

Wissen Sie noch, wie harmlos sich einst das Kreuzworträtsel gebärdete? Jahrzehntelang blühte es in den verborgensten Ecken der Familienzeitschriften, nur von wenigen beachtet und von den allerwenigsten geschätzt. Aber auf einmal, beinahe plötzlich, war es zu einer Tagesberühmtheit geworden und rückte sogar dem auf den Leib, der diesen Zeitvertreib nicht nach seinem Geschmack fand. So stark hatte sich das Kreuzworträtsel bei uns eingebürgert, daß es sogar eine kleine Industrie ins Leben zu rufen vermochte. Rätselbücher entstanden über Nacht und sogar periodische Zeitschrif-



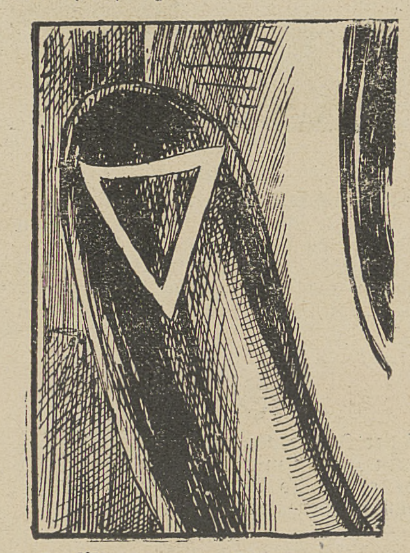
A. Befand sich diese Abbildung schon häufig in deinem Besitz?

ten, die ihren Daseinszweck einzig und allein dem neuen Sport verdankten.

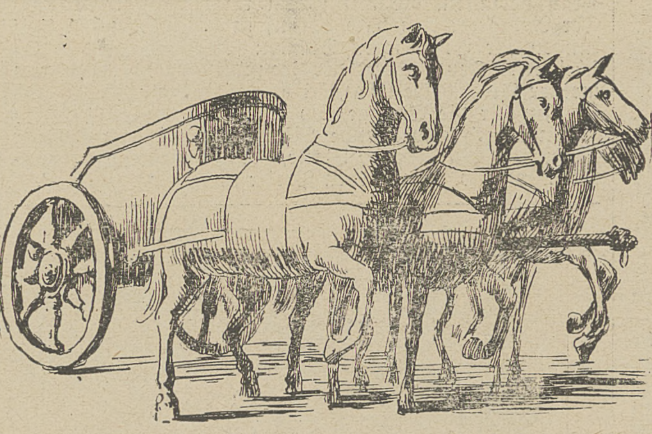
Nun scheint das Kreuzworträtsel aber ins Hintertreffen zu geraten, denn es hat bereits einen Nachfolger gefunden, das Fragespiel, das in den Vereinigten Staaten zurzeit die große Mode ist und jetzt anfängt, sich auch bei uns einzubürgern.

Das Fragespiel ist zweifellos dem Kreuzworträtsel recht nahe verwandt, dennoch fällt ein Vergleich durchaus zu seinen Gunsten aus. Viele guten Eigenschaften hat es mit dem Kreuzworträtsel gemein: es ist anregend, zerstreuend und in erster Linie bildend. Aber sein Kontakt mit den Anforderungen des täglichen Lebens ist wesentlich größer und gerade dies macht seine besondere Anziehungskraft aus. Hier gilt es nicht etwa Schulmeisterprüfungen auszuführen, oder zu bestehen, hier wirst du nicht nach Dingen gefragt, die du wissen könntest, sondern nur nach solchen, die du wissen solltest, zum Teil sogar wissen mußtest.

Gewöhnlich weißt du sie auch. Aber — die Fragepistole, die man dir auf die Brust setzt, läßt dich vorerst verstummen. Gerade jetzt, wo es darauf ankommt, versagt dein Gedächtnis. Natür-

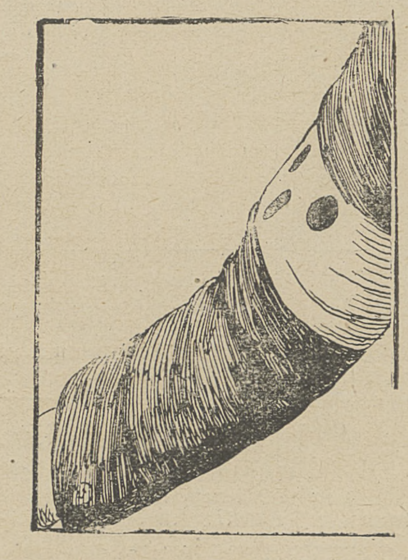


G Was deutet dieses Dreieck auf dem Kotflügel eines Autos?



E. Diesen Wagen sollte jeder kennen!

C. Was deutet diese Armbinde?

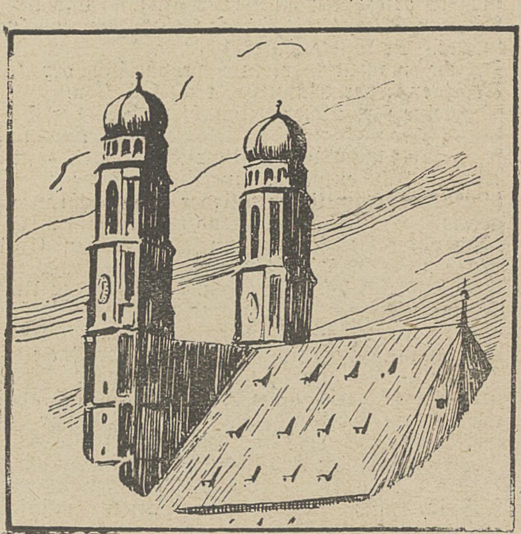


lich hast du gewußt, wie Fürst Bülow mit dem Vornamen heißt, wo Goethe begraben liegt, die übliche Bezeichnung für die norwegischen Buchten. Aber auf einmal findest du nicht das Wort, das dir sozusagen auf der Zunge liegt. „Einen Augenblick nur," rufst du verzweifelt, „einen Augenblick!" Doch du hast mit deiner Erinnerung zu lange gekämpft. Ein dritter, der die Fragen mitangehört hat, war schneller als du. So leicht willst du dich aber nicht beschämen lassen und forderst weitere Fragen, um zu beweisen, daß du auch deinen Mann zu stellen vermagst.

Nun hast du auf einmal den Reiz des Fragespiels erkannt und versuchst dich auch in der anderen Rolle, indem du — an Hand der hier nachstehenden Beispiele oder mit Unterstützung eines entsprechenden Buches (mehrere Verlage haben bereits solche herausgebracht) — selbst beginnst, deinen Bekannten und Angehörigen Fragen zu stellen.

Zurzeit bist du aber noch an der Reihe. Wir wollen mit ganz leichter Kost beginnen:

1. Was bedeuten die Buchstaben D. R. G. M.?



B. Kennst du dieses Bauwerk und wo steht es?

2. Welches europäische Land ist ein Königreich ohne König?
3. Wie spricht man den deutschen Reichspräsidenten an?
4. Wie heißen die ältesten germanischen Schriftzeichen?
5. Wer ist Peter Schlemihl?
6. Wieviel Milchzähne hat der Mensch?
7. Welcher Erinnerung ist das Niederwalddenkmal geweiht?
8. Von welchem Tier stammt das Fischbein?
9. Welcher Tunnel ist der längste?
10. Was ist Bernstein?

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Wissen Sie es?

Niemals wird ein Drachen, wie ihn der Junge auf dem Bild in der Hand hält, mit dem Winde fliegen! Von welcher Seite der Wind kommt, zeigt Ihnen der Rauch des Schornsteins. Niemals wird auf derselben Wäscheleine ein Wäschestück nach der einen und ein anderes nach der anderen Seite wehen. Niemals wird auf einem Acker gepflügt und unmittelbar hinterher gesät! Und niemals wird ein Radfahrer, der eine scharfe Kurve nach rechts fährt, sich nach links neigen. Sicherlich haben Sie das alles gewußt; hatten Sie es aber auch auf dem Bild erkannt?

Die lustige Welt

Ich und Schiller.

Humoreske von
Ludwig Waldau.

(Nachdruck verboten.)

Schade, daß Schiller nicht mehr lebt. Ich würde ihm ganz gehörig auf die Bude rücken. Wie kommt der Mann dazu, in seinen Dichtungen sogenannte „geflügelte Worte“ loszulassen, die nur geeignet sind, Haushaltungsvorstände aus dem Gleichgewicht zu bringen und den Frieden ruhigen Familienlebens zu stören? Bitte, bitte! Das sind Tatsachen. Ich habe es am eigenen Leibe erfahren.

Unser Eßtisch wackelte nämlich seit längerer Zeit erheblich, und zwar neckischerweise immer dann, wenn volle Töpfe und Tassen ihn zierten. „Schwupp!“ kippelte er, und wir machten noch größere Augen, als die Suppe, die die Teller fluchtartig verließ, sich in Strömen auf die frische Damastdecke ergoß. „Schrecklich ist das!“, entrüstete sich meine Frau. „Kannst du denn nicht mal endlich die Sache ändern? Das eine Tischbein links, vorn, ist zu lang. Da muß 'n Stück ab. — Aber du natürlich, du bist zu allem zu bequem!“

„Aber, liebes Kind“, wagte ich einzuwerfen, „ich kann doch unmöglich mit der Nagelfeile...“

„Natürlich, deine alte Ausrede! Andere Männer haben einen Werkzeugschrank mit Säge, Hobel, Stemmeisen und so weiter. Aber du—u—u natürlich! — Pah! — Schon Schiller sagte“ — hier erreichte ihre eindrucksvolle Rede überzeugende Wucht! —: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann. Aber wir, wir haben es ja dazu, den Handwerkern bloß so das schöne Geld an den Hals zu werfen. Aber selbst Männer wie Schiller machen keinen Eindruck auf dich!“

So, nun hatte ich es. Wenn meine Frau in diesem Tone mit mir zu „plaudern“ beliebt, dann weiß ich, was es geschlagen hat. Also ging ich und kaufte einen Werkzeugschrank mit Säge, Hobel, Stemmeisen und so weiter. Er kostete „nur“ 140 Mark. „Wird Ihnen viel Freude machen!“, meinte prophetisch der Verkäufer. Uebrigens: der Mann hat recht behalten.

Meine Frau aber triumphierte, als der Schrank ankam. „So“, sagte sie tiefbefriedigt und hoffnungsfroh, „nun mach' dich mal gleich über den wackligen Eßtisch.“ Ich entnahm unter feierlicher Anteilnahme sämtlicher Familienmitglieder dem Schranke den sogenannten Fuchsschwanz und kippte dann mit energisch-kühner Kraftentfaltung entschlossen den Eßtisch um. Wäre nicht das Schienbein meiner Schwiegermutter dem Tisch im Wege gewesen, hätte sich der Umsturz bestimmt nicht zu dem Drama auswachsen können, als das er sich tatsächlich entpuppte. Da ich trotz größter Anstrengung nicht das Wort zu meiner Verteidigung erhielt, fing ich kurzerhand an zu sägen. Das Gerietze und Geratze verscheuchte denn auch glücklich die entrüsteten Akteure der Umsturz-Tragödie. Ich war „allein auf weiter Flur“. Und in Ruhe behandelte ich mit der Fuchsschwanzsäge das tückische Gebein des Eßtisches.

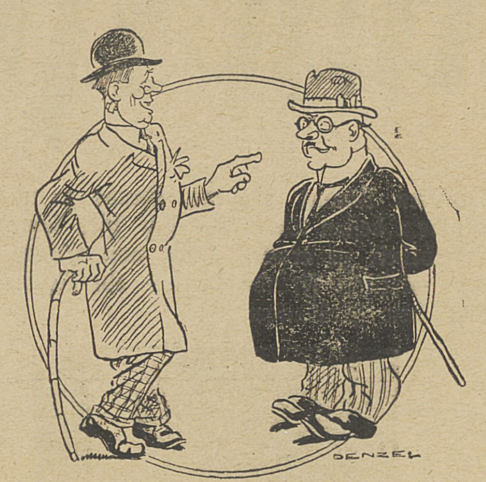
So. Nun konnte der Tisch bestimmt nicht mehr wackeln. Ich richtete den Patient mühsam hoch. „Kippelkeppel — schwupp — schwapp“, machte höhnisch das Ungeheuer. Ich hatte das falsche Bein gekürzt! Nun war das Elend noch größer. Wütend legte ich den Tisch wieder um. „Rietzeratzerietzeratze!“ Im Schweiße meines Angesichts sägte ich aufs neue. So. Nun mußte es stimmen, unbedingt. Hoch den Tisch! Richtig, er wackelte nicht mehr. Aber dafür war die Tischplatte jetzt die reinste Rutschbahn, so ging es bergab. Na, das war nicht schlimm. Da brauchte ich ja bloß die Beine an der einen Seite des Tisches zu kürzen. Gesagt, getan. Als ich damit fertig war, neigte sich glücklich der Tisch nach der anderen Seite, aber wie! Ich hatte zuviel abgesägt. Aber auch das ließ sich ändern. Ich sägte drüben wieder. Der Erfolg blieb nicht aus: Der Tisch wackelte wieder wie am Anfang, nur war er erheblich kleiner geworden. Er sah aus, als ob er vor lauter Bosheit (oder meiner Tüchtigkeit?) in den Erdboden versunken wäre. Jedenfalls, als nach einer Stunde meine Frau die Tür öffnete, um beglückt mich und mein Werk mit Lobpreisungen zu krönen, erstarrte sie zur Salzsäule: der Tisch ragte nur noch zirka zwanzig Zentimeter über den Fußboden hinaus. Wir hätten auf dem Bauche liegend uns „zu Tisch setzen“ müssen! Ehe ich aber eine technische Erklärung für dies Meisterwerk zimmermännischer Begabung vom Stapel lassen konnte, kam unser fünfjähriger Bub hereingestürzt: „So, nun kann de Else nich mehr so 'ne scheußliche Musike machen!“ Er hatte sich Hammer und Nägel aus dem offenen Werkzeugschrank geholt und im Salon den neuen Blüthnerflügel zugenagelt. Ha, „die Axt im Haus erspart den Zimmermann“.

Meine Frau ist denselben Tag noch verreist, zur „Erholung“. Ich aber habe eine Annonce aufgegeben: „Werkzeugschrank, ganz neu, zu jedem Preis zu verkaufen. Gratiszugabe: Schillers sämtliche Werke.“ — Ich will mit dem Manne nichts mehr zu tun haben.

Examen.

Professor: „Sie wissen also nicht, Herr Kandidat, wo Ihre Milz sitzt? Etwa da, wo Ihre Uhr steckt.“

Kandidat: „Unmöglich, Herr Professor, meine Uhr ist im Leihhause.“ H. St.



Probates Mittel.

„Nun bin ich mit meinen Nerven so weit 'runter, daß ich seit Wochen schon keen Oge mehr zumachen kann; was tut man da bloß gäjen?“

„Lernen Sie, wie ich, Boxen, Herr Schnieke! Ich sage Ihnen, als ich die erste Unterrichtsstunde hinter mir hatte, konnte ich drei Tage lang kein Auge aufkriegen.“

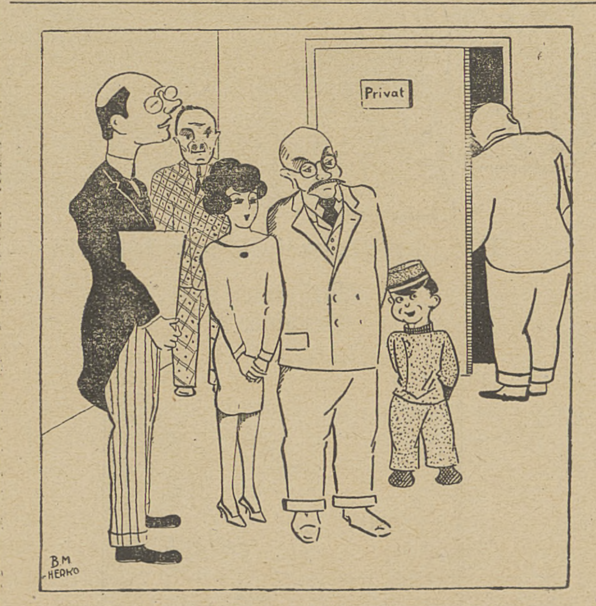
Sarkastisch.

Auf der Intendanz in H. meldet der Theaterdiener: „Fräulein Z. läßt mitteilen, daß sie nicht singen könne.“

„Gottlob! Also sieht sie es doch endlich ein!“ unterbrach ihn schmunzelnd der Theaterleiter. W. R.

Eine dankbare Seele.

Ein amerikanischer Apotheker wurde von seiner Frau verlassen, die mit einem ihrer Anbeter entfloh. Der Apotheker ließ bald darauf in den gelesensten Zeitungen der Vereinigten Staaten folgendes Inserat erscheinen: „Jener Herr, der freundlicherweise mich von meiner Frau befreit hat, sei hiermit benachrichtigt, daß ich ihm für die Schläge, die er erhalten wird, desinfizierende und erweichende Mittel, Salben und sonstige Heilmittel, blutstillende Watte, beruhigende Einspritzungen usw. usw. zum halben Preise anbiete.“ P. P.



Geschäftsjubiläum.

„Ob wir heute alle 'ne Gratifikation kriegen, wo die Firma ihr 25 jähriges Bestehen feiert?“

„Ausgeschlossen. Aber der Chef hat mir gesagt, von heute ab dürften wir ihn alle dutzen.“

Ein genialer Ausweg.

Ein Ire, ein Engländer und ein Schotte sind gemeinsam Eigentümer eines kleinen Geschäftes. Eines Tages wird ein Fehlbetrag in der Kasse festgestellt.

Der Engländer schlägt vor, den Kassierer schleunigst an die Luft zu setzen.

Dagegen wendet der Schotte ein: „Warten wir doch, bis wir ihm die veruntreute Summe nach und nach von seinem Gehalt abgezogen haben.“

„Das wird zu lange dauern“, bemerkt der Engländer, „denn das Gehalt ist niedrig, und die Summe ist groß.“

Da ruft der Ire triumphierend aus: „Ich hab's! Erhöhen wir ihm das Gehalt.“ G. Dr.



Sogar...

„Ein nettes Puppchen ist doch die Lola!“

„Ja, ja, sie ruft sogar ‚Mama‘, wenn man sie drückt.“



Zweifel.

„Fritze, deine Mutter ruft, du sollst 'ruffkommen!“

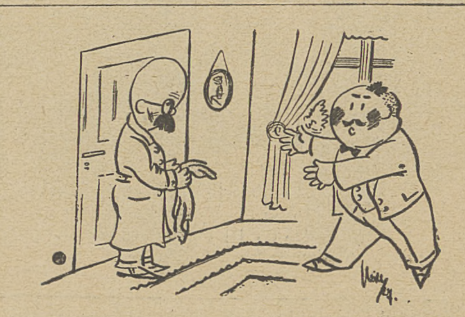
„Jawohl. Soll ich denn Keile oder 'ne Stulle bekommen?“

Braut und Freundin.

Hat sich eine verlobt.

„Dein Zukünftiger“, spottet ein mißgönnisches Mädchen, „ist mein Gewesener.“

„Ich habe auch niemals gehofft, in ganz Paris einen Mann zu finden, der dich nicht gekannt hat.“ J. H. R.



Der erwartungsvolle Vater: „Er oder Sie?“
Arzt: „Beide!“

Diese Prahlerei.

„Frau Meier sagt, ihre Tochter hätte Verbindung mit den ersten Familien der Stadt. Ist das wahr?“

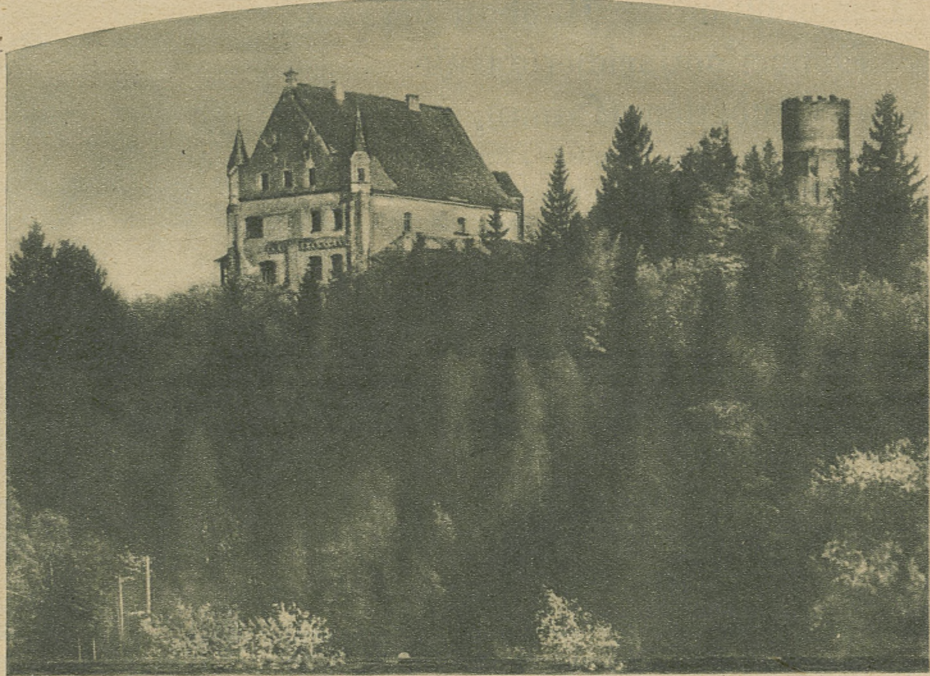
„Das stimmt. Sie ist Telephonistin.“ R. W.



Beamtenzulage.

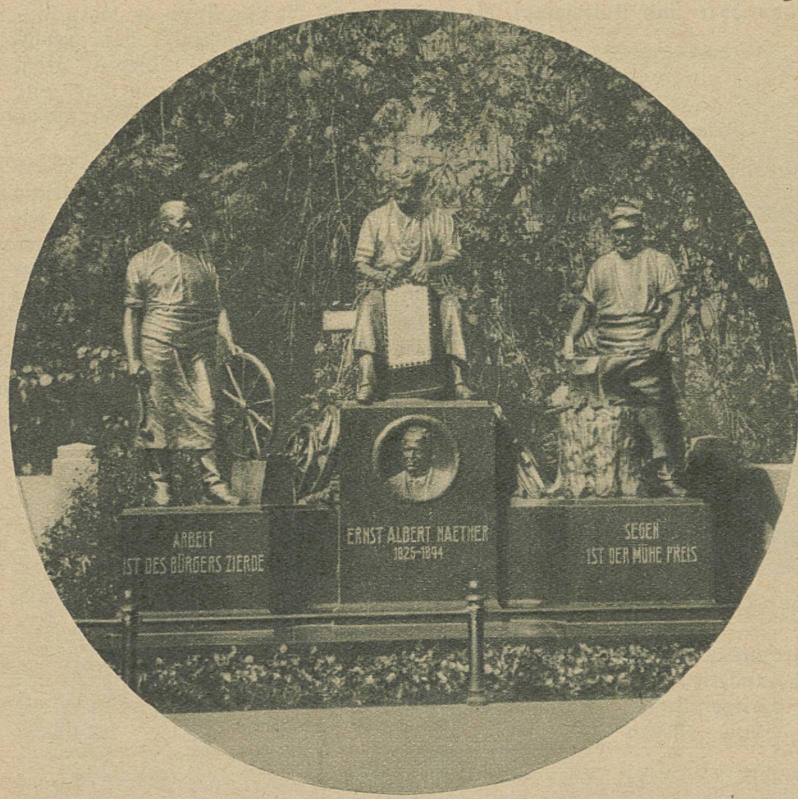
„Wenn ick bloß wüßte, wohin mit det viele Geld! Entweder koofe ick mir een Auto, oder lieber gleich een Flugzeug.“





Die Mindelburg, das berühmte Stammschloß des Landsknechts-Hauptmannes Georg von Frundsberg, ist von der Stadt Mindelheim in Oberbayern erworben worden. Es soll als städtisches Museum eingerichtet werden Witzmann, München

←← Bild links:
Die Stadt Herford hat am Totensonntag ein ergreifendes Ehrendenkmal für ihre Gefallenen eingeweiht, das von dem Herforder Bildhauer Hinckeldey geschaffen wurde



←← Bild links:
Ein schönes Denkmal der Arbeit besitzt die Stadt Zeitz in dem Naether-Denkmal.
Das Relief am Mittelstein stellt den 1894 verstorbenen bekannten Industriellen Ernst Albert Naether, die drei großen Figuren drei treue Arbeiter dar, die gemeinsam mit dem Chef das Werk zu großem Aufstieg geführt haben. Der Meister mit dem Rad in der Hand (links), ist ebenso wie der rechts hinter dem Amboß stehende Schmiedemeister heute noch in der Fabrik beschäftigt. Der in der Mitte sitzende Korbmacher war 32 Jahre lang bis zu seinem Tode in der Fabrik tätig Atlantic

Bild rechts: →→
Ein Standbild des Doktor Eisenbart „zwilli-zwilli-wick-bum-bum" wurde an seinem 200. Todestage (11. November) am Sterbehause in Hann. Münden, Lange Straße 34 (an der Autostraße Altona—Basel und Aachen—Breslau gelegen) in einer mit Humor gewürzten Feier angebracht. Der berühmte Wunderdoktor wirkte bei der Enthüllung selbst mit und machte dabei auch von seiner bekannten Spritze ausgiebigen Gebrauch. Auch an dem von dem Bildhauer Klinger geschaffenen Holzstandbild ist diese nicht vergessen und derartig mit der Wasserleitung verbunden, daß Doktor Eisenbart die Vorübergehenden mit einem kalten Wasserstrahl bedenken kann.



Silbenrätsel

Aus den Silben: a—a—a—a—a—ce—ci—christ—darm—dau—de—de—del—e—e—ei—fe—gelb—gen—go—grid—ha—hals—hang—hi—hi—i—i—il—kel—kra—las—le—le—le—list—lu—ma—man—mi—mi—nau—ne—nep—nes—ni—nik—o—on—on—op—os—pard—pres—qual—rat—re—rin—ro—san—se—see—sel—si—si—spa—sto—ta—ta—ta—te—ter—ter—ti—tik—tik—tik—to—tra—tun—um—un—vi—vi—wen—wurz—zy— sind 32 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Goethe ergeben; „ch" und „qu" gelten je als ein Buchstabe. Bedeutung der Wörter: 1. Spechtart, 2. Schwärmer, 3. Raubtier, 4. Dichter, 5. nordischer Frauenname, 6. Oper von Verdi, 7. Leinengewebe, 8. Kleidungsstück, 9. griechischer Buchstabe, 10. Wahn, 11. schwarzer Nieswurz, 12. Göttin des Verhängnisses, 13. Holzart, 14. Landjäger, 15. Flugkunst, 16. Pflanze, 17. südlicher Baum, 18. Sonntag, 19. Gott des Meeres, 20. Göttin, 21. Bericht, 22. Seetier, 23. Nachahmung, 24. Fremdenführer, 25. Teil eines Vulkans, 26. Nahrungsmittel, 27. Metall, 28. orientalischer Reiter, 29. Lichtlehre, 30. Wahrsagekunst, 31. Teil des Bodensees, 32. griechische Insel. Schi.

Bild rechts: →→
Ein Adventskranzständer, wie er leicht angefertigt werden kann. Er ist praktisch für Zimmer, in denen eine Hängevorrichtung fehlt Techno-Photo



Der alte Seebär

Viel Stürme und manch' Leid hat er ertragen
Und völlig „w" erscheint sein Angesicht;
Doch auch ein wenig „b" aus jenen Tagen,
Da er sein Recht gesucht und fand es nicht. Fr.

Altes Militär-Latein

Tumultuarius: der Feldwebel — integer vitae: der Rekrut — suum cuique: der Löhnungsappell — dies irae: die Lumpenparade. — ecclesia militans: der Militärpfarrer — ignarus mali: der Regimentsarzt. Sa.

Gewalt R. G.

Das Wort mit „F" birgt alter Weisheit Licht;
Mit „B" erlitt es böses Strafgericht.
Nun nimm den beiden ihre Köpfe fort,
So bleibt ein Mensch, der fiel durch Brudermord.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe: 1. Kc5—c6; 1. Ka7—a6. 2. Lf4—b8; 2. Ka6—a5. 3. Lb8—c7+; 3. Ka5–a6. 4. Lc7–b6 und gewinnt. 1. . . . . . 1. Ka7—a8. 2. Kc6—b6! und gewinnt. Auf 1. Kc5×b5 wäre das Spiel unentschieden.

Besuchskartenrätsel: Rechtsanwalt.

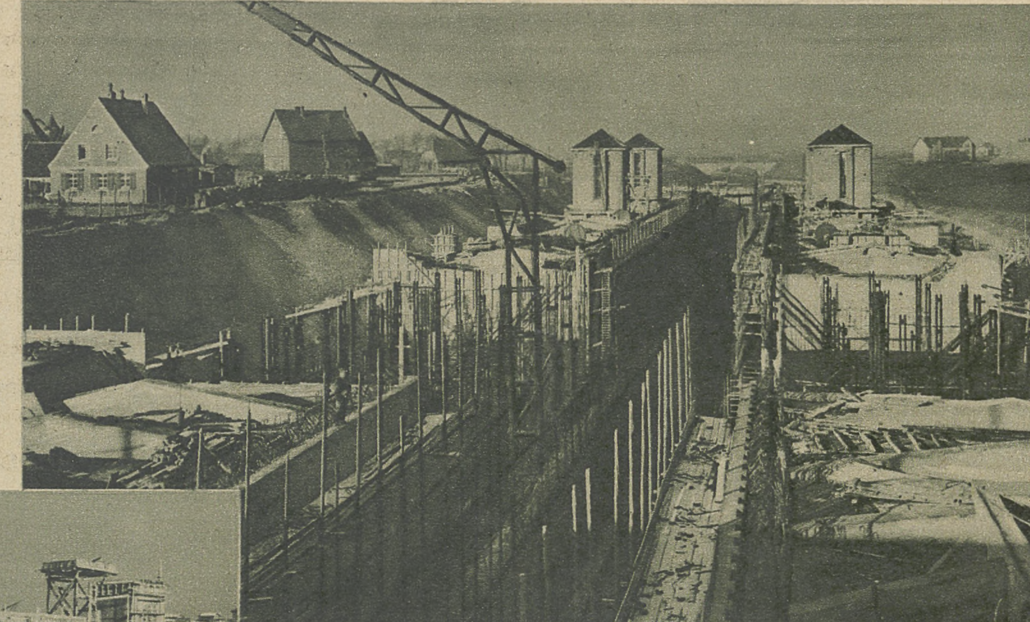
Ach: Treue—Reue.

Der vollständige Ausbau der Doppelsparspeicherschleuse Anderten (Hann.),

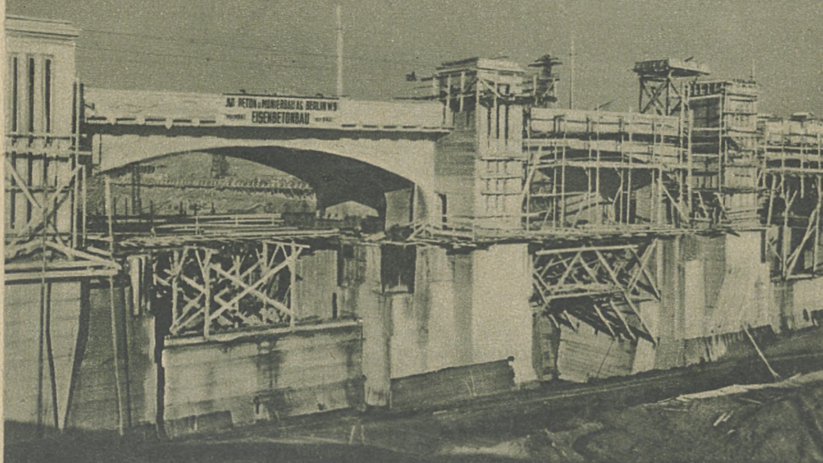
der größten Binnenschleuse Europas

Sonderbeitrag von Hans Pusen,
mit eigenen Aufnahmen des Verfassers

Die Doppelschleusenanlage zu Anderten im Zug des Mittellandkanals geht mit Riesenschritten der Vollendung entgegen. Während ursprünglich nur der volle Ausbau der Westschleuse geplant war und der der Ostschleuse auf eine gelegenere Zeit verschoben werden sollte, hat man sich später aus Gründen der Betriebssicherheit doch entschlossen, beide gleichzeitig fertigzustellen.

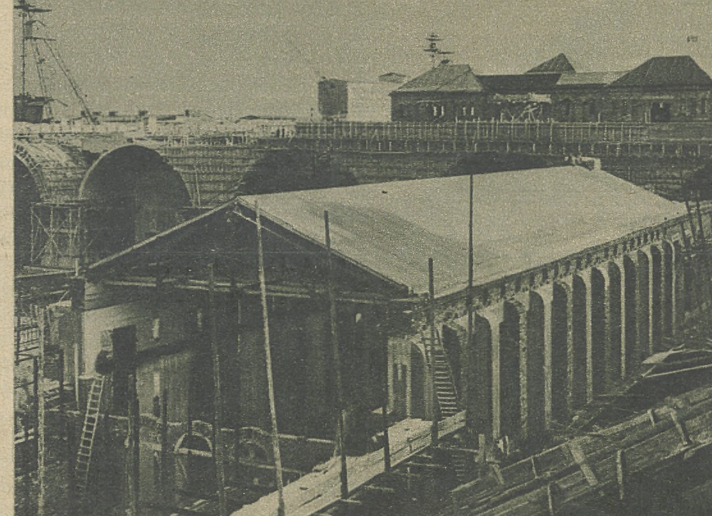


Blick auf den Bau der Westschleuse vor Jahresfrist
(in der Mitte die Schiffskammer)



Die in diesen Tagen dem Verkehr Anderten—Höver übergebene Brücke am Oberhaupt (Westschleuse)

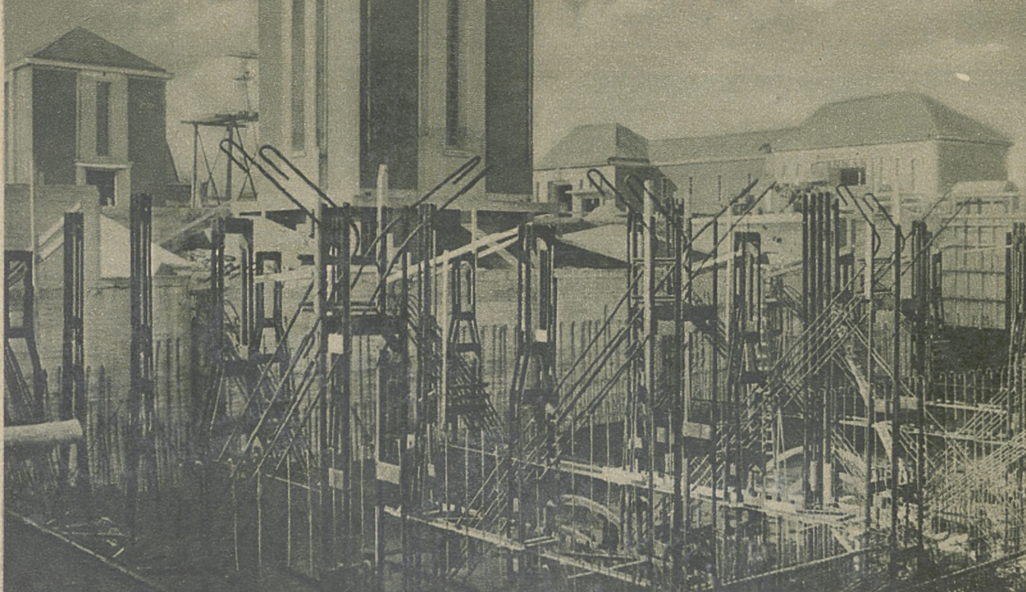
Inzwischen sind die Schiffskammer und die fünfstöckigen Speicherbauten der Westschleuse samt den Maschinenhäusern und der Zentralbedienungsbrücke im Rohbau vollendet. Und eifrig wird daran gearbeitet, die Antriebsmaschinen und Schaltanlagen für die Tore und für die fünfzig Ventile der alle Speicher bis zur Sohle durchlaufenden Schachtrohre einzubauen, damit die Schleuse fristgemäß zum 1. März des nächsten Jahres dem Betrieb übergeben werden kann. — Von den beiden Brücken, die quer über die ganze Doppelschleuse führen, ist die am Oberhaupt für die Landstraße Anderten—Höver und für die Straßenbahn dienende vor kurzem dem Verkehr geöffnet worden. Und bald wird die Unterhauptbrücke, deren fünf Betonbogen schon die weite Baumulde überspannen, ebensoweit sein.



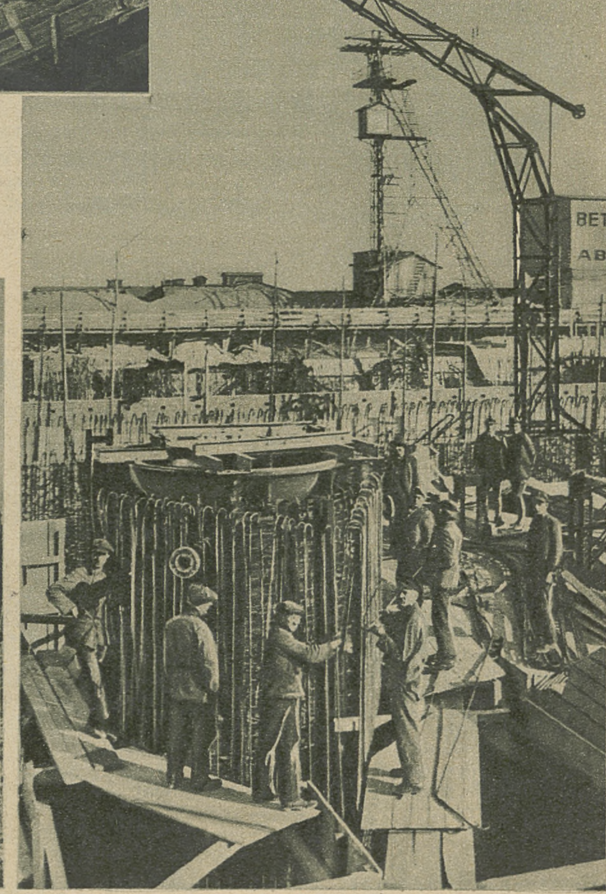
Das Turbinenpumpwerk im Rohbau

Besondere Bedeutung kommt dem hier am Unterhaupt entstehenden Turbinenpumpwerk zu. Denn wie das zu Minden zur Speisung der Kanalstrecke von Minden bis Anderten das Wasser aus der Weser heraufpumpt, so sollen die Pumpen zu Anderten das dortige Unterwasser weitere 15 Meter hoch in mächtige Umlaufrohre und dann in einem offenen Graben um die Schleuse herum zur oberen Kanalhaltung befördern. Das ist um so wichtiger, als der Harz und sein Vorgebiet sich mit Erfolg gegen den Plan der Regierung gewehrt hat, die Harzgewässer mit zur Speisung des Mittellandkanals heranzuziehen. Es bleibt also dabei, daß lediglich die Weser zur Verfügung steht, um auch den Wasserspiegel der neuen Kanalstrecke zur Elbe hin in normaler Höhe zu erhalten. —

Ist einmal ein Sparspeicherschleusenbau so weit vorgeschritten wie die Westschleuse zu Anderten, daß nämlich nur noch die Brücken und Türme, das Ober- und Unterhaupt, die Kammer und die Plattform zu sehen sind, dann ist der Hauptreiz des gewaltigen Werkes vorbei. Wieviel großartiger ist dagegen heute noch das Bild von der Ostschleuse, die im Bau etwas zurückgeblieben ist und im Laufe des kommenden Jahres fertig werden soll: ein Gewirr von starrender Eisenarmierung für die letzten Betonspeicherwände, dazwischen riesige Schachtrohre und Ventile, und darüber auf dieser und jener Seite hohe Laufkräne, die paarweise ihre Drahtseile 200 Meter weit über die Baugrube spannen und an flinken Laufkatzen unaufhörlich und überallhin Beton und Eisen an die Verbauungsstellen bringen.



Starrende Eisenarmierung in der weiten Speicherdecke der Ostschleuse



Einbau eines Ventilschachtes in die Ostschleuse

W-AK Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hanns Kuhlmann, Berlin-Schlachtensee 1927—48

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.